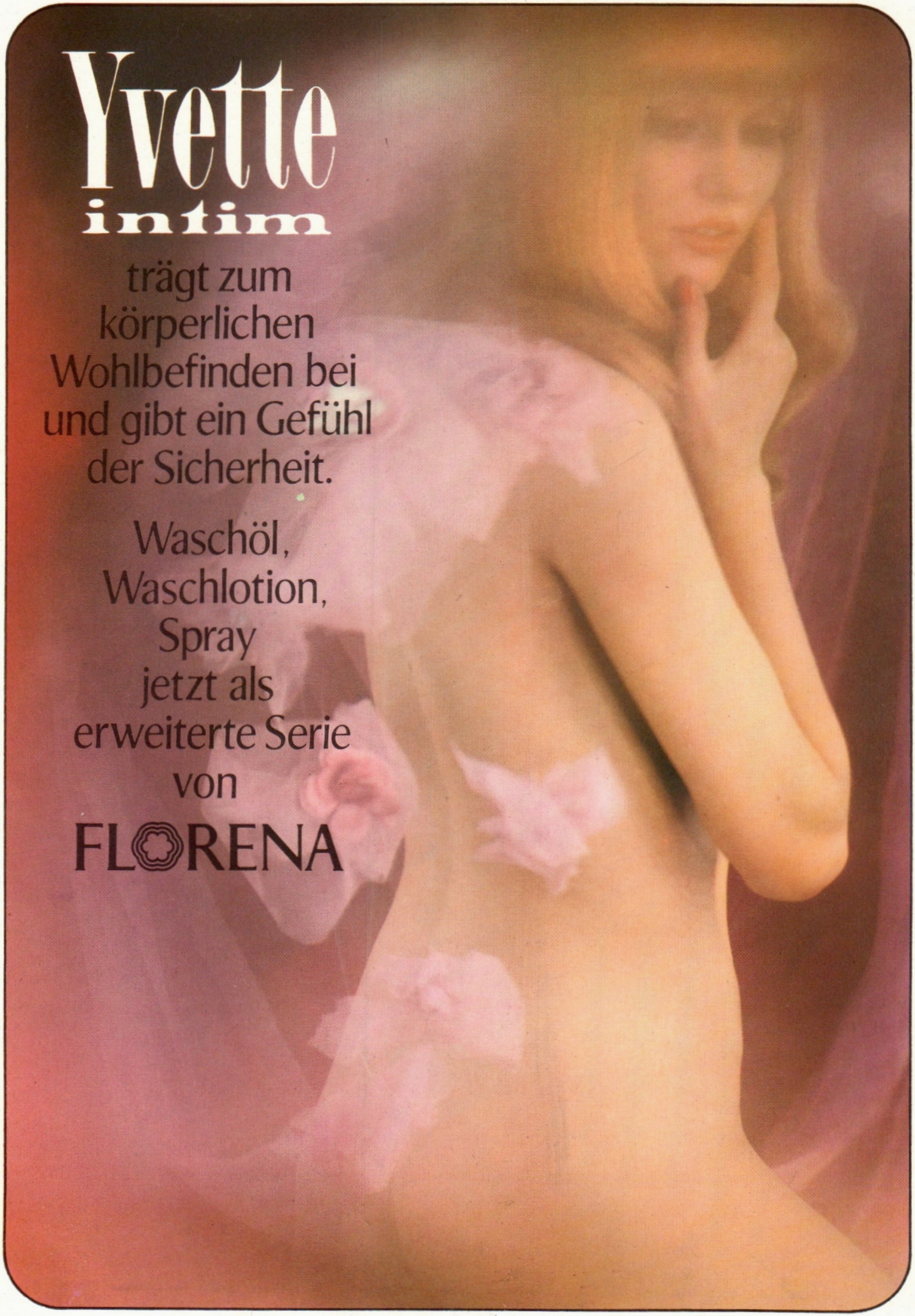
DAS
Magazin
Heft 12
Dezember
1976
Preis M 1.-


Yvette
intim
trägt zum
körperlichen
Wohlbefinden bei
und gibt ein Gefühl
der Sicherheit.
Waschöl,
Waschlotion,
Spray
jetzt als
erweiterte Serie
von
FLORENA

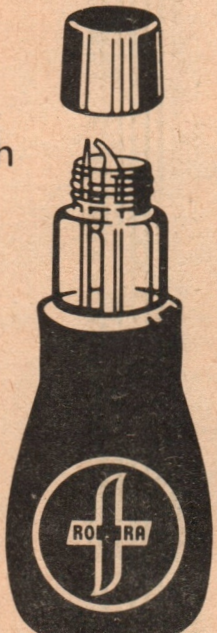
Er liegt auf der Bärenhaut und hält Winterschlaf.
Und der Mensch?
Mehr Bewegung, Sport, Wandern, Gymnastik
nützen nicht nur im Sommer.
Sei klug, lebe gesund!

Deutsches Hygiene-Museum in der DDR
801 Dresden, Lingnerplatz 1

DEWAG DRESDEN · Hoffmann

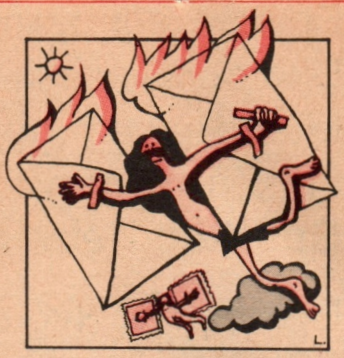
Aufstehen! Fithalten!

ROFRA
HAARLACK
SPRÜHER
unentbehrlich
für den
tadellosen
Halt Ihrer
Frisur,
formschön,
preiswert und
umweltfreundlich.



Erhältlich in
Fachgeschäften
und in
Warenhäusern.

BRIEFE SIE AN UNS BRIEFE



Zur Klage eines müden Mannes

Traudel Penndorf, Nordhausen:
Ich hätte gern gewußt ob ich nur überempfindlich bin oder ob auch andere Frauen Protestbriefe zu der Zuschrift von Herrn Stein Krauß geschickt haben. Vielleicht sollte sich der Verfasser des Briefes „In der Not Blickpunkte" einmal ein bißchen anstrengen, damit die Frauen bei ihm nicht einschlafen. Da letztere das bei ihm sogar in den lauen Frühlingsnächten tun, ist das doch wohl ein Zeichen dafür, daß sie geistig zumindest so anspruchsvoll sind, daß sie sich in der Gesellschaft des so hohe Ansprüche stellenden Herrn entsetzlich langweilen und den Schlaf seiner Unterhaltung vorziehen!

H. Heinke, Dresden:
Die Zuschrift von Herrn Stein Krauß ist mir 100prozentig aus dem Herzen gesprochen. Als geborener Dresdner bin ich nun 65 Jahre hiergeblieben und bin dabei durch die Kälte der Dresdnerinnen selbst recht doof geworden. Meine Erfahrungen auf dem Gebiet der Liebe habe ich mir in Paris geholt, und geheiratet habe ich keine Dresdnerin. Sonst ist das Oktoberheft wieder sehr nett.

S. K. Königstein:
Wenn Herr Stein Krauß aus Halle die vielen geistig so regsamen werktätigen Frauen mit seinen Bemerkungen beleidigen will, dann ist er sicher einer jener „geistig" hochstehenden Ehemänner, die abends Langeweile haben und vor dem Fernseher sitzen, möglichst mit einem Kasten Bier. Wahrscheinlich aber hat er viel Freizeit und braucht jemanden, der ihm das Leben schön macht. Für die Frau und Mutter beginnt zu Hause die

zweite Schicht, und sie ist dann auch in den warmen Frühlingsnächten abgespannt und müde — dazu kann man auch sagen „geistig nicht rege und anspruchslos". Ach, und wie froh sind wir Frauen, wenn wir unser Ziel erreicht haben und einen derartig egoistischen Ehemann in Nummer Sicher haben! Leider gibt es noch zu viele davon.

Grit Weiner, Oberlungwitz:
Ich habe nur eine Frage: Glauben Sie nicht, daß es nicht mindestens genau so viele Männer gibt, die auch in warmen Frühlingsnächten sofort einschlafen und vor sich hin schnarchen?

Charlotte Machan, Rückmarsdorf:
Herr Stein Krauß müßte mal inmitten eines Frauenvereins seine Meinung äußern, denn es wäre doch für alle Frauen sehr interessant, mal so einen Supermann in natura zu sehen, der glaubt, allen Anforderungen gerecht zu werden, nicht nur in der Erotik, sondern auch im Alltag.

Nur halb geküßt

Herbert Schreiter, Nordhausen:
Der Halb-Bildungsartikel über das Küssen in Heft 10, der sich ja auch ausdrücklich auf den Meyer von A—Z bezieht, vergaß leider den Ovid zu erwähnen, von Goethe und Heine gar nicht zu reden. So bleibt der Autor leider beim Halbkuß stecken. Laßt über ein solches Thema künftig so belesene Autoren wie Theuerkauf oder ähnliche Leute schreiben, dann wird es sicher wesentlich amüsanter.

Mehr vom Küssen

Ina Brouwers, Wernigerode:
Zu dem Artikel von Herrn Kleffe „Ich küsse Ihren Fuß, Madame" habe ich noch einige Ergänzungen: Der Kuß ist ein Lippenblütler. Er gehört zu den Schlingpflanzen. Seine Blüte ist vierlippig, gewölbt und rot. Die Blüte pflegt sich in zwei Teile zu spalten, die sich in bisher unbekannter Weise nähern können. Der Naturforscher Busserl hat bis zu 100 Bewegungen in der Sekunde gezählt. Der Kuß gehört zu den Nachtschattengewächsen, denn er gedeiht in Lauben, an Hecken, in Hauseingängen und sonstigen geschützten Stellen im Dunkeln ganz vorzüglich.

MAGAZIN-Quelle

Gerda Lange, Berlin:
Wie gut und nützlich Eure Aphorismen sind, erfuhr ich neulich morgens, als unser Rundfunk Arno Reinfranks „Manche Männer heiraten eine Frau aus Furcht, eine andere heiraten zu müssen" mit Quellenangabe zitierte.

Schach

Eugen Krieger, Magdeburg:
Ihren Bericht über die schachspielende Schule finde ich ausgezeichnet. Er ist geeignet, andere Schulen zu gleichem Tun anzuregen. Es wäre für unser kulturelles Leben sicher förderlich, wenn Schachspielen noch weiter verbreitet würde. Übrigens gibt es in Ströbeck am Harz bereits ein schachspielendes Dorf. Dort ist der Schachunterricht in der Schule obligatorisch. Vielleicht bringen Sie im Magazin mal die Grundregeln des Schachs. Wissen Sie übrigens, wie viele Weizenkörner man braucht, wenn man auf den 64 Feldern die Körner, bei 1 mit 1 angefangen, auf jedem folgenden Feld verdoppelt? Also 1, 2, 4, 16 und so weiter? Es ergibt 18 446 714 073 709 551 615 Körner. Ich habe das mit Papier und Bleistift ausgerechnet. Der Computer kann das bestimmt schneller!

Eine Schachaufgabe finden Sie in Heft 2/1977

Loests Badehose

Reinhard Sage, Radeberg:
Prächtiger Erich Loest, erwerben Sie ruhigen Gewissens eine neue Badehose. Zur Verwirklichung Ihrer so wunderbar entwickelten und sicher auch erfolgversprechenden Sportphilosophie steht Ihnen mein eigener taubenblauer Anzug selbstverständlich zur Verfügung.

Respekt den Kämpfern der Elften

Hans-Jürgen Kiekebusch, Berlin:
Als ich den Beitrag von Kurt Stern in Ihrem Oktoberheft las, wurde mir bewußt, wie infam die Propaganda jener Herren im Westen ist, die so gern, so oft und so laut von Freiheit reden, die Freiheit, oder „mehr Freiheit" fordern — nicht etwa für Chile und die vielen von faschistischen Diktaturen beherrschten Länder in der „freien Welt," sondern für unser Volk und für unsere sozialistischen Nachbarn. Männer wie Kurt Stern haben schon vor 40 Jahren für die Freiheit gekämpft, als jene Herren eifrig mithalfen, der spanischen Demokratie das Grab zu schaufeln und den späteren NATO-Aspiranten Franco an die Macht zu bringen. Spanienkämpfer und Kämpfer gegen den Faschismus — die erfahren haben, was Freiheit und was Unfreiheit ist, besitzen unsere Achtung und unser Vertrauen.

Sonderlob für Meister Klemke

Gisela Uhland, Weimar:
Richtig so, gebt es den aufgeblasenen Kraftprotzen, die sich aus irgendeinem blöden Grund selbst als starkes Geschlecht bezeichnen. Während der Dauer einer Zigarettenlänge (Rücktitel) schrumpfen sie doch sehr aufs beinahe Unternormalmaß zusammen.

Günter Stoyan, Nünchritz:
Für die Gestaltung des Titelbildes und der Rückseite des Oktoberheftes verdient Prof. Klemke diesmal ein Sonderlob. Die Gestaltung und die Bildaussage sind hervorragend. Sogar der Kater spielt dabei eine aussagekräftige Rolle. Nur eins gefällt mir daran nicht: Es ist die Zigarette. Ich bin nämlich Nichtraucher!
Bernd Conrad, Suhl:
Über die letzten beiden Ausgaben (September/Oktober) — Dank an Meister Klemke — gibt es nach längerer Zeit im großen und ganzen nichts Nachteiliges zu sagen.

Meckern erleichtert

Martina Schlube, Werdau:
Macht Euch nichts daraus, daß jeden Monat einige Leser mekkern. Mir gefallt Ihr sehr gut, doch ich kenne Leute, die sagen: „Früher war das Magazin auch besser", die aber froh wären, wenn sie jetzt überhaupt eins bekommen würden.

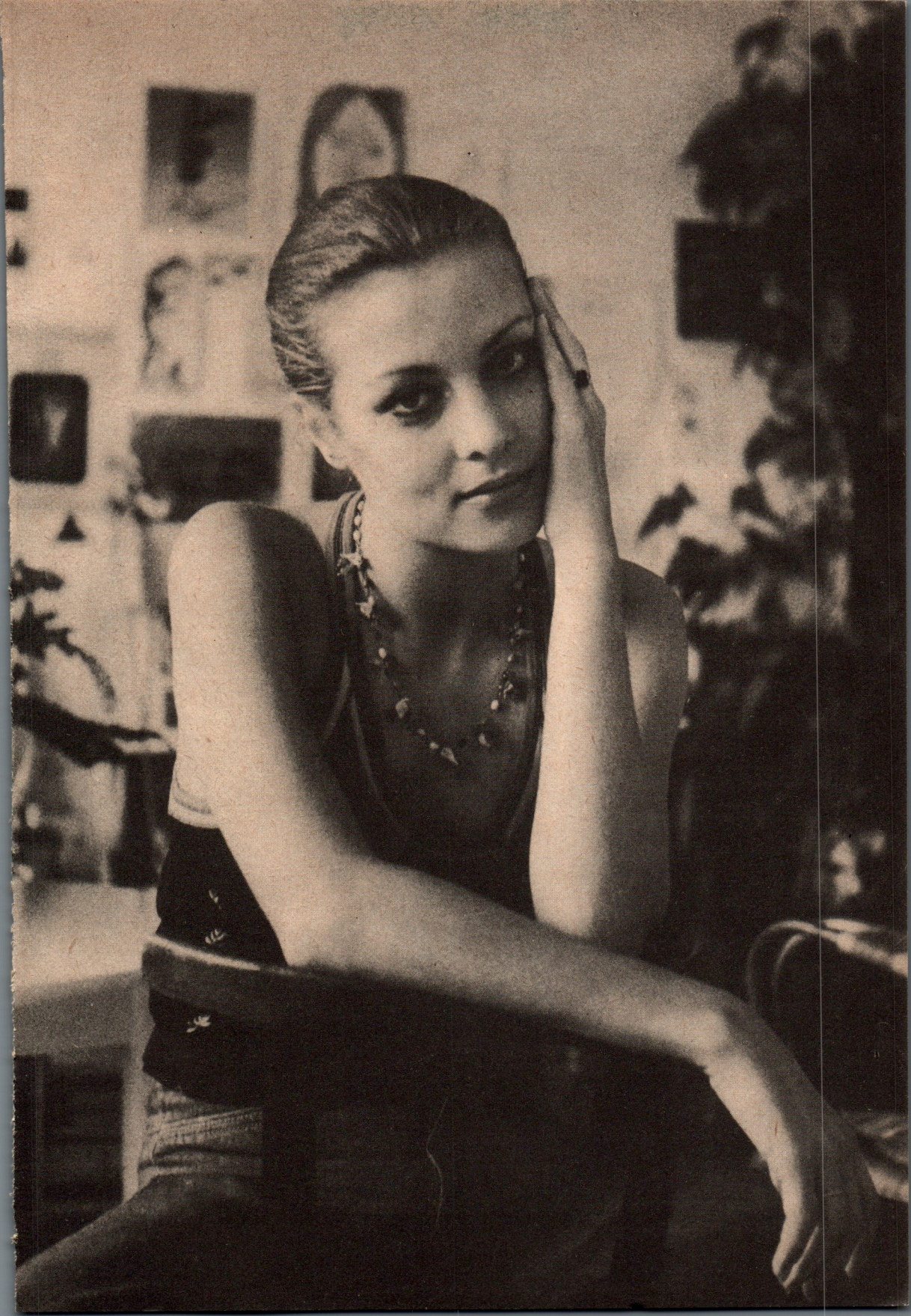
DAS MAGAZIN **Heft 12, Dezember 1976, Jahrgang 23**

Sie an uns	2
Roald Dahl: Lammkeule	6
Die Freuden des echten nacketen Amors	10
Ollie Harrington: Superstar und die beiden Wölfe	12
Ulrich Grasnick: Die Liebenden	16
Herbert W. Franke: Die Fahrt zum Licht	21
Wie die Menschen einander erkannten	22
Unsere aktuelle Umfrage: R. Holland-Moritz: Was Schriftsteller beim Schreiben anregt	24
Johann Nepomuk Nestroy — Schöpferischer Ironiker	27
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift: Rainer Schade	28
Harald Wessel: Ein Neuerervorschlag für die Weihnachtsbescherung	31
Dr. A. Hecht: Herzinfarkt — Schicksal oder Sühne?	32
Anne Braun: Hundert Prozent total	36
Eva Brück: Wo die Kinder zur Schule reiten	42
Martine Monod: Berufsverbot	47
Elizabeth Shaw: Besteigung eines runden Berges	50
Gerhard Schulz: Dies und das und viel Musik	52
Berlin-Magazin	56
M. G.: Magdeburg — Zwischen Herrenkrug und „Unser lieben Frauen"	59
Dr. Ursula Wittbrodt: Bei Vollmond um Mitternacht unterm Galgen zu pflücken	65
Axel Frank: Schreie hinter Masken	72
Filmtips	74
Rätsel	76
Liebe, Phantasie und Kochkunst	77
Abgehörtes — Ausgelesenes	80

Chefredakteurin: Hilde Eisler
Stellvertretender Chefredakteur: Manfred Gebhardt
Chefreporter: Heinz Stern
Literatur und Leserbriefe: Hannelore Webersinke
Kultur: Gerda Ewald
Bildredaktion: Brigitte Voigt, Brigitte Sellin
Gestaltung: Bernd Meier
Herstellung: Kurt Scharf
Redaktion: DDR-1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: 2 44 34 35, 2 44 33 87
DAS MAGAZIN erscheint im Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Sammel-Nr. 24 40
Druck III/9/1

Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
Lizenznummer 233 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Erscheint monatlich
Anzeigenannahme: DEWAG Werbung Berlin, 102 Berlin, Rosenthaler Str. 28—31, Tel. 2 26 27 75 und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR.
Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976.
Anzeigenannahme für Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG Berlin, 104 Berlin, Tucholskystr. 40
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes Buchexport zu entnehmen

Titel: Werner Klemke; Fotos: Voigt (23) S. 5, 26, 37, 59, 60, 61; Catalano (1) S. 17; Nový (4) S. 18, 19; Melis (1); T. Sandberg (1) S. 24; Schreiber (4); Andree (2) S. 25, 26; Otto (1) S. 25; Burchert (1) S. 26; Archiv (5) S. 27, 41, 72, 73; Privat (2) S. 28, 31; Brandt (1) S. 37; Toffolutti (2) S. 38, 39; Connor (2) S. 40, 41; Schimke/Barth (1); Mulas (1); Keegan (1) S. 40; Reimer (1); Bride (1); Arabel (1); Boillat (1) S. 41; Hensky (1) S. 42; Schorsch (3) S. 42, 44; ZBA (2) S. 45; Zentralbild (1) S. 47; Heyden (6) S. 52, 53, 54; M. Uhlenhut (1) S. 55; Schröder (1) S. 56; Meinke (1) S. 62; Avedon (1) S. 63; DEFA (1) S. 74; Lido (1) S. 75.



LAMMKEULE

Kriminalgeschichte von Roald Dahl

Das Zimmer war aufgeräumt und warm, die Vorhänge waren zugezogen, die beiden Tischlampen brannten — ihre und die vor dem leeren Sessel gegenüber. Zwei hohe Gläser, Whisky und Sodawasser auf dem Büfett hinter ihr. Frische Eiswürfel im Thermoskübel. Mary Maloney wartete auf ihren Mann, der bald von der Arbeit nach Hause kommen mußte. Hin und wieder warf sie einen Blick auf die Uhr, aber ohne Ungeduld, nur um sich an dem Gedanken zu erfreuen, daß mit jeder Minute der Zeitpunkt seiner Heimkehr näherrückte. Eine heitere Gelassenheit ging von ihr aus und teilte sich allem mit, was sie tat. Die Art, wie sie den Kopf über ihre Näharbeit beugte, hatte etwas Beruhigendes. Sie war im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft, und ihre Haut wies eine wunderbare Transparenz auf, der Mund war weich, die Augen mit ihrem neuen zufriedenen Blick wirkten größer und dunkler als zuvor.

Um zehn Minuten vor fünf begann sie zu lauschen, und wenig später, pünktlich wie immer, knirschten draußen die Reifen auf dem Kies. Die Wagentür wurde zugeschlagen, vor dem Fenster erklangen Schritte, und dann drehte sich der Schlüssel im Schloß. Sie legte die Handarbeit beiseite, stand auf und ging zur Tür, um ihn mit einem Kuß zu begrüßen.

„Hallo, Liebling", sagte sie.

„Hallo", antwortete er.

Sie nahm seinen Mantel und hängte ihn in den Schrank. Dann machte sie am Büfett die Drinks zurecht — einen ziemlich starken für ihn und einen schwachen für sich —, und bald saßen sie in ihren Sesseln einander gegenüber, sie mit der Näharbeit, während er die Hände um das hohe Glas gelegt hatte und es behutsam hin- und herbewegte, so daß die Eiswürfel leise klirrten.

Für sie war dies immer die glücklichste Zeit des Tages. Sie wußte, daß er nicht gern sprach, bevor er das erste Glas geleert hatte, und sie selbst genoß es, ruhig dazusitzen und sich nach den langen Stunden der Einsamkeit in seiner Nähe zu wissen. Sie liebte es, sich auf die Gegenwart dieses Mannes zu konzentrieren und — wie man bei einem Sonnenbad die Sonne fühlt — jene warme männliche Ausstrahlung zu fühlen, die von ihm ausging, wenn sie beide allein waren. Sie liebte die Art, wie er sich lässig im Sessel zurücklehnte, die Art, wie er zur Tür hereinkam oder langsam mit großen Schritten das Zimmer durchquerte. Sie liebte den angespannten, gedankenverlorenen Blick, mit dem seine Augen oft auf ihr ruhten, die charakteristische Form seines Mundes und vor allem die Art, wie er über seine Müdigkeit schwieg und still dasaß, bis der Whisky ihn etwas aufgemuntert hatte.

„Müde, Liebling?"

„Ja", sagte er, „ich bin müde." Und bei diesen Worten tat er etwas Ungewöhnliches. Er hob sein Glas und leerte es auf einen Zug, obgleich es noch halb voll, mindestens noch halb voll war. Sie sah es nicht, aber sie wußte, was er getan hatte, denn sie hörte die Eiswürfel auf den Boden des leeren Glases fallen, als er den Arm senkte. Er beugte sich im Sessel vor, zögerte einen Augenblick, stand dann auf und ging zum Büfett, um sich noch einen Whisky einzuschenken.

„Laß mich das doch machen!" rief sie und sprang hilfsbereit auf.

„Setz dich hin", sagte er.

Als er zurückkam, verriet ihr die dunkle Bernsteinfarbe des Drinks, daß er sehr viel Whisky und sehr wenig Wasser genommen hatte.

„Liebling, soll ich dir deine Hausschuhe holen?"

„Nein."

Sie beobachtete, wie er das tiefbraune Getränk schlürfte. Es war so stark, daß sich in der Flüssigkeit kleine ölige Wirbel bildeten.

„Eigentlich", meinte sie, „ist es doch eine Schande, daß ein Polizist, der so viele Dienstjahre hat wie du, noch immer den ganzen Tag auf den Beinen sein muß."

Er antwortete nicht. Sie nähte mit gesenktem Kopf weiter, aber jedesmal, wenn er das Glas an die Lippen hob, hörte sie die Eiswürfel klirren.

„Liebling", begann sie von neuem, „möchtest du etwas Käse essen? Ich habe heute nichts gekocht, weil Donnerstag ist."

„Nein", sagte er.

„Wenn du zu müde zum Ausgehen bist", fuhr sie fort, „dann bleiben wir eben zu Hause. In der Kühltruhe ist eine Menge Fleisch und Gemüse, und wenn wir hier essen, brauchst du gar nicht aus deinem Sessel aufzustehen."

Ihre Augen warteten auf eine Antwort, ein Lächeln, ein kleines Nicken, doch er reagierte nicht.

„Jedenfalls", sagte sie, „hole ich dir erst einmal etwas Käse und ein paar Kekse."

„Ich will nichts."

Sie rückte unruhig hin und her, die großen Augen forschend auf ihn gerichtet. „Aber du mußt doch zu Abend essen. Ich kann uns schnell etwas braten. Wirklich, ich tu's gern. Wie

Illustrationen: Joachim John

wär's mit Koteletts? Vom Lamm oder vom Schwein, ganz nach Wunsch. Es ist alles da."

„Ich habe keinen Hunger."

„Aber Liebling, du mußt essen! Ich mach' einfach irgendwas zurecht, und dann kannst du es essen oder nicht, wie du willst."

Sie stand auf und legte ihre Handarbeit auf den Tisch neben die Lampe.

„Setz dich hin", sagte er. „Setz dich noch einen Moment hin." Erst jetzt wurde ihr unheimlich zumute.

„Na los, setz dich hin", wiederholte er.

Sie ließ sich langsam in den Sessel sinken und blickte dabei ihren Mann mit großen, verwirrten Augen an. Er hatte seinen zweiten Whisky ausgetrunken und starrte finster in das Glas. „Hör zu", murmelte er. „Ich muß dir etwas sagen."

„Was hast du denn, Liebling? Was ist los?"

Er saß jetzt mit gesenktem Kopf da und rührte sich nicht. Das Licht der Lampe neben ihm fiel nur auf den oberen Teil seines Gesichts; Kinn und Mund blieben im Schatten. Sie sah einen kleinen Muskel an seinem linken Augenwinkel zucken.

„Dies wird ein ziemlicher Schlag für dich sein, fürchte ich", begann er. „Aber ich habe lange darüber nachgedacht, und meiner Ansicht nach ist es das einzig Richtige, dir alles offen zu sagen. Ich hoffe nur, daß du es nicht zu schwer nimmst."

Und er sagte ihr alles. Es dauerte nicht lange, höchstens vier oder fünf Minuten. Sie hörte ihm zu, stumm, wie betäubt, von ungläubigem Entsetzen erfüllt, während er sich mit jedem Wort weiter von ihr entfernte.

„Das ist es also", schloß er. „Ich weiß, daß es nicht gerade die rechte Zeit ist, darüber zu sprechen, aber mir bleibt einfach keine andere Wahl. Natürlich werde ich dir Geld geben und dafür sorgen, daß du alles hast, was du brauchst. Aber ich möchte jedes Aufsehen vermeiden. Ist ja auch nicht nötig. Ich muß schließlich an meine Stellung denken, nicht wahr?"

Ihre erste Regung war, nichts davon zu glauben, es weit von sich zu weisen. Dann kam ihr der Gedanke, daß er möglicherweise gar nichts gesagt, daß sie sich das alles nur eingebildet hatte. Wenn sie jetzt an ihre Arbeit ging und so tat, als hätte sie nichts gehört, dann würde sie vielleicht später, beim Aufwachen sozusagen, entdecken, daß nie etwas Derartiges geschehen war.

„Ich werde das Essen machen", flüsterte sie schließlich, und diesmal hielt er sie nicht zurück.

Als sie das Zimmer verließ, fühlte sie nicht, daß ihre Füße den Boden berührten. Sie fühlte überhaupt nichts — bis auf ein leichtes Schwindelgefühl und einen Brechreiz. Alles lief jetzt automatisch ab. Die Kellertreppe, der Lichtschalter, die Tiefkühltruhe, die Hand, die in der Truhe den ersten besten Gegenstand ergriff. Sie nahm ihn heraus und betrachtete ihn. Er war in Papier gewickelt, also riß sie das Papier ab und betrachtete ihn von neuem.

Eine Lammkeule.

Nun gut, dann würde es Lamm zum Abendessen geben. Sie umfaßte das dünne Knochenende mit beiden Händen und trug die Keule nach oben. Als sie durch das Wohnzimmer ging, sah sie ihn mit dem Rükken zu ihr am Fenster stehen. Sie machte halt.

„Um Gottes willen", sagte er, ohne sich umzudrehen, „koch bloß kein Essen für mich. Ich gehe aus."

In diesem Augenblick trat Mary Maloney einfach hinter hin, schwang, ohne sich zu besinnen, die große gefrorene Lammkeule hoch in die Luft und ließ sie mit aller Kraft auf seinen Hinterkopf niedersausen.

Ebensogut hätte sie mit einer eisernen Keule zuschlagen können.

Sie wich einen Schritt zurück und wartete. Seltsamerweise blieb er noch mindestens vier, fünf Sekunden leicht schwankend stehen. Dann stürzte er auf den Teppich.

Der krachende Aufprall, der Lärm, mit dem der kleine Tisch umfiel — diese Geräusche halfen ihr, den Schock zu überwinden. Sie kehrte langsam in die Wirklichkeit zurück, empfand aber nichts als Kälte und Überraschung, während sie mit zusammengekniffenen Augen den leblosen Körper anstarrte. Ihre Hände umklammerten noch immer die idiotische Fleischkeule.

Na schön, sagte sie sich. Ich habe ihn also getötet.

Erstaunlich, wie klar ihr Gehirn auf einmal arbeitete. Die Gedanken überstürzten sich fast. Als Frau eines Polizeibeamten wußte sie genau, welche Strafe sie erwartete. Gut, in Ordnung. Ihr machte das gar nichts aus. Es würde sogar eine Erlösung sein. Aber das Kind? Wie verfuhr das Gesetz mit Mörderinnen, die ungeborene Kinder trugen? Tötete man beide — Mutter und Kind? Oder wartete man bis nach der Geburt? Was geschah mit den Kindern?

Mary Maloney wußte es nicht. Und sie war keineswegs gewillt, ein Risiko einzugehen. Sie brachte das Fleisch in die Küche, legte es in eine Bratpfanne und schob es in den eingeschalteten Ofen. Dann wusch sie sich die Hände und lief nach oben ins Schlafzimmer. Sie setzte sich vor den Spiegel, ordnete ihr Haar und

frischte das Make-up auf. Sie versuchte ein Lächeln. Es fiel ihr recht sonderbar aus. Auch der zweite Versuch mißglückte.

„Hallo, Sam", sagte sie laut und munter.

Die Stimme klang viel zu gezwungen.

„Ich hätte gern Kartoffeln, Sam. Ja, und vielleicht eine Dose Erbsen."

Das war besser. Sowohl die Stimme als auch das Lächeln wirkten jetzt natürlicher. Sie probierte es wieder und wieder, bis sie zufrieden war. Dann eilte sie nach unten, schlüpfte in ihren Mantel, öffnete die Hintertür und ging durch den Garten auf die Straße.

Es war erst kurz vor sechs, und beim Kaufmann brannte noch Licht.

„Hallo, Sam", sagte sie munter und lächelte dem Mann hinter dem Ladentisch zu.

„Ach, guten Abend, Mrs. Maloney. Wie geht's denn?"

„Ich hätte gern Kartoffeln, Sam. Ja, und vielleicht eine Dose Erbsen."

Der Kaufmann drehte sich um und nahm eine Büchse vom Regal.

„Patrick ist heute so müde, daß er keine Lust hat, sich ins Restaurant zu setzen", erklärte sie. „Wir essen sonst donnerstags immer auswärts, wissen Sie, und jetzt habe ich kein Gemüse im Haus."

„Und was ist mit Fleisch, Mrs. Maloney?"

„Fleisch habe ich, danke. Eine schöne Lammkeule aus der Kühltruhe."

„Aha."

„Eigentlich lasse ich ja das Fleisch lieber erst auftauen, bevor ich's brate, aber es wird wohl auch so gehen. Meinen Sie nicht, Sam?"

„Wenn Sie mich fragen", sagte der Gemüsehändler, „ich finde, daß es gar keinen Unterschied macht. Wollen Sie die Idaho-Kartoffeln?"

„O ja, die sind gut. Zwei Tüten bitte."

„Sonst noch etwas?" Er neigte den Kopf zur Seite und sah sie wohlgefällig an. „Na, und der Nachtisch? Was wollen Sie ihm zum Nachtisch geben?"

„Hm ... Wozu würden Sie mir denn raten, Sam?"

Der Mann schaute sich im Laden um. „Wie wär's mit einem schönen großen Stück Käsekuchen? Den ißt er doch gern, nicht wahr?"

„Ja, das ist ein guter Gedanke. Auf Käsekuchen ist er ganz versessen."

Als alles eingewickelt war und sie bezahlt hatte, verabschiedete sie sich mit ihrem freundlichsten Lächeln. „Vielen Dank, Sam. Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen, Mrs. Maloney. Ich habe zu danken."

Und jetzt, sagte sie sich auf dem Heimweg, jetzt kehrte sie zu ihrem Mann zurück, der auf sein Abendessen wartete. Und sie mußte es gut kochen, so schmackhaft wie möglich, denn der arme Kerl war müde. Und wenn sie beim Betreten des Hauses etwas Ungewöhnliches vorfinden sollte, etwas Unheimliches oder Schreckliches, dann würde es natürlich ein Schock für sie sein. Verrückt würde sie werden vor Schmerz und Entsetzen. Wohlgemerkt, sie erwartete nicht, etwas Derartiges vorzufinden. Sie ging nur mit ihren Einkäufen nach Hause. Mrs. Patrick Maloney ging am Donnerstagabend mit ihren Einkäufen nach Hause, um das Abendessen zu kochen.

So ist es recht, ermunterte sie sich. Benimm dich natürlich, genauso wie immer. Laß alles ganz natürlich an dich herankommen, dann brauchst du nicht zu heucheln.

So summte sie denn ein Liedchen vor sich hin und lächelte, als sie durch die Hintertür in die Küche trat.

„Patrick?!" rief sie. „Ich bin wieder da, Liebling."

Sie legte das Paket auf den Tisch und ging ins Wohnzimmer. Und als sie ihn dort sah, auf dem Boden zusammengekrümmt, einen Arm unter dem Körper, da war es wirklich ein Schock. Die Liebe und das Verlangen nach ihm wurden von neuem wach, und sie lief zu ihm hin, kniete neben ihm nieder und weinte bittere Tränen. Es war nicht schwer. Sie brauchte nicht zu heucheln.

Ein paar Minuten später stand sie auf und ging zum Telefon. Die Nummer der Polizeistation wußte sie auswendig. Als sich der Wachtmeister vom Dienst meldete, rief sie: „Schnell! Kommen Sie schnell! Patrick ist tot!"

„Wer spricht denn da?"

„Mrs. Maloney. Mrs. Patrick Maloney."

„Sie sagen, Patrick Maloney ist tot?"

„Ich glaube ja", schluchzte sie. „Er liegt auf dem Boden, und ich glaube, er ist tot."

„Wir kommen sofort", sagte der Mann.

Der Wagen fuhr gleich darauf vor. Sie öffnete die Haustür, und zwei Polizisten traten ein. Beide waren ihr bekannt — wie fast alle Beamten des Reviers —, und sie fiel hysterisch weinend in Jack Noonans Arme. Er setzte sie sanft in einen Sessel und ging dann zu seinem Kollegen O'Malley hinüber, der neben dem Leichnam kniete.

„Ist er tot?" flüsterte sie.

„Ich fürchte, ja. Was ist geschehen?"

Sie erzählte kurz ihre Geschichte — wie sie zum Kaufmann gegangen war und Patrick bei der Rückkehr leblos auf dem Boden gefunden hatte. Während sie sprach, weinte und sprach, entdeckte Noonan etwas geronnenes Blut am Hin-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 69

Die Freuden des echten, nackten Amors

Ja, die sinnliche Liebe ist die einzige wahre und sie ist die einzige, die wirklich groß und stark ist, denn sie hat ihr Gesetz und ihre Waffen, sie ist gewaltsam und geheimnisvoll, erfüllt von Geist und Farbe. Sie hängt am Fleisch und an der Seele, die im Fleische wohnt. Alles andere ist Lüge und Illusion.
ANATOLE FRANCE

Uns ergötzen die Freuden des echten,
nackten Amors
Und des geschaukelten Betts lieblicher
knarrender Ton.
JOHANN WOLFGANG GOETHE

Es ist bemerkenswert, daß wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, daß sie uns in der Schwebe des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen...
MAX FRISCH

Ein Mädel hat ihren Liebhaber betrogen. Der Fall ist alltäglich, nur daß grad ich der Liebhaber bin, der dem Mädel sein Liebhaber war, das ist das einzige Neue und Verdrießliche an der Sach. Was tut man in so einer Lage? Kleine Seelen lamentieren, hochherzige nehmen sich eine andere, und die ganz großen Geister haben schon immer eine im Vorrat, wie es jetzt bei mir der Fall ist.
JOHANN NEPOMUK NESTROY

Eine Frau ist schließlich keine Trauerweide.
DINAH NELKEN

Je größer die Schwierigkeiten, desto größer die Liebe. Das ist eine alte Erfahrung.
ELISABETH BERGNER

Man sagt ja, das Staunen sei der Anfang der Liebe. So heißt es auch beim lebenserfahrenen Dichter*: „Staunend stand in Bewunderung Dido bei seinem ersten Anblick..."
FRANCESCO PETRARCA

* *Vergil*

Es gibt ein Meiden, das einer Suche gleicht.
VICTOR HUGO

Wie irren doch die Männer, wenn sie glauben, daß sich die Frauen aus Wahl verlieben, daß Anmut des Körpers, Schönheit des Gesichts, Vorzüge, Geburt, hoher Stand oder Reichtum sie bezaubern; nein, bei den Frauen ist die Liebe ein fortgesetztes Wohlwollen, das durch den Anblick wächst und durch den Umgang sich erzeugt und erhält, und diejenige, die sich davor nicht bewahren kann, wird ohne Zweifel fallen.
VICENTE DE ESPINEL

Bei Liebe muß es doch gruseln. So, als wenn ein Vogel den Liebhaber im Schnabel wegholt ... läßt er ihn fallen?
LEONID LEONOW

Die wahre Liebenswürdigkeit hängt nicht am seidenen Kleide oder an himmlisch gekämmten Haaren, sondern am Herzen, welches sich auf einem freundlichen Gesicht spiegelt.
JEREMIAS GOTTHELF

Jeder Verliebte glaubt, er könne, wenn er an den Platz zurückkehrt, an dem die Liebe ihn und er die Liebe packte, alles noch einmal und unversehrt wiederhaben, aber er kann es nicht wiederhaben, denn die Welt ist im Fluß, obwohl wir nicht wissen, in welchem.
ERWIN STRITTMATTER

Das Liebespaar, das sich, voneinander entfernt, verabredet, um halb elf abends aneinander zu denken. Keiner tut's. Aber jeder freut sich: wie verliebt der andere doch sei.
KURT TUCHOLSKY

Nur Menschen, die einer großen Liebe fähig sind, vermögen ebenso stark ein großes Leid zu empfinden; aber gerade dieses Bedürfnis zu lieben dient ihnen als Gegenwirkung gegen das Leid und bringt ihnen Heilung. Deshalb sind die ethischen Elemente der menschlichen Natur noch lebenszäher als die physischen. Leid tötet nie.
LEW TOLSTOI

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
FRIEDRICH SCHILLER

OLLIE HARRINGTON

SUPERSTAR und die beiden Wölfe

Illustriert vom Autor

Die Schultern hochgezogen zum Schutz gegen den stechend scharfen Hagel, der vom East River herübertrieb, trotteten zwei magere, struppige graue Wölfe die 10. Straße Ost entlang. Ihre Konturen verschmolzen mit dem Schatten einer gallegrünen Nebelwolke, die nur wenige Zoll über dem Trottoir hing. Sie schlugen einen Bogen um einen schneebedeckten Abfallhaufen, und ein nach Nahrung suchender herumstreunender Köter verschwand eilig zwischen überquellenden Mülltonnen, als er sie erblickte. Drei vor Kälte zitternde puertorikanische Kinder hingegen, die im Rinnstein einen übriggebliebenen Tannenbaum gefrorene Reifenspuren entlangschleiften, nahmen die beiden gar nicht wahr. Die Wölfe folgten den Kindern mit den Blicken, bis sie im Nebel verschwunden waren, und drehten dann ihre Schnauzen wieder in Richtung East Broadway, wo ein unsichtbarer Lautsprecher ein Weihnachtslied schmetterte. Sie hoben mit einem Ruck die Köpfe, als sie über sich ein metallisches Dröhnen hörten, das rasch näher kam und sich ebenso rasch wieder entfernte.

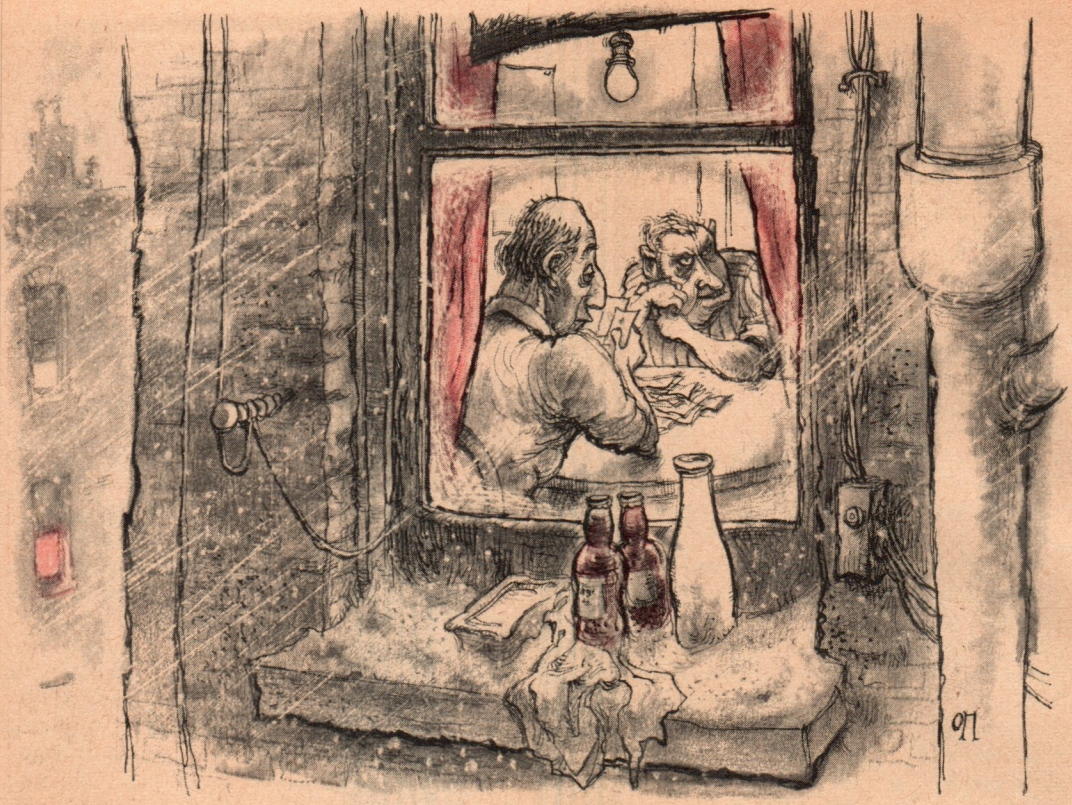
„Die starten aber heute abend verdammt niedrig vom Kennedy Airport", knurrte der eine Wolf. „Noch 'n Stück tiefer, und sie müßten glatt die U-Bahn Sixth Avenue nehmen", brummte der andere. Der eine Wolf hieß Shamus McMinimum II, der andere wurde nur „der Professor" genannt. Sie waren immer hungrig, wie die meisten Wölfe, und da es Heiligabend war, hatten sie sogar noch mehr Hunger als gewöhnlich und taten sich selber sehr leid. Plötzlich erblickten sie die undeutlichen Umrisse eines Mannes, und ihr Instinkt sagte ihnen, daß dies ein geeignetes Opfer sei. Sie schlichen auf ihn zu.

Der Mann war klein und beleibt. Sein roter Mantel reichte bis zu den Knöcheln, und auf dem Kopf trug er einen großen schwarzen Schlapphut. Er schien sich verirrt zu haben, denn er drehte den Kopf immer wieder bald in die eine, bald in die andere Richtung.

„Suchen Sie jemand?" fragte ihn Shamus McMinimum II.

Der Fremde zwinkerte mit seinen blauen Augen.

„Ich versuche gerade, 'rauszukriegen, wo ich hier gelandet bin", sagte er lächelnd und wischte sich etwas Schnee von den Lidern und dem lockigen weißen Bart.
„Sie sind in der Neunten Straße Ost", erklärte der Professor in seinem gewinnendsten Tonfall, während Shamus sich vergeblich nach dem Taxi umsah, das den Mann hier abgesetzt haben mußte.
„Ah ja", sagte der Fremde freundlich, „aber welche Stadt ist das denn?"
Shamus schluckte. Zu schön, um wahr zu sein! Der Hinterwäldler wußte nicht mal, in welcher Stadt er sich befand.
Der Professor dachte etwas Ähnliches. Er griente und ließ dabei ein paar nikotinbraune Fangzähne sehen. „Na, vielleicht können wir Ihnen helfen", sagte er, legte eine lederne Tatze auf den Arm des Fremden und schob ihn sanft in Richtung East Broadway. „Wie wär's mit einem Drink, und wollen Sie sich nicht vielleicht ein bißchen aufwärmen? Wir wohnen gleich um die Ecke."
Die „Wohnung" der beiden Wölfe lag im vierten Stock des PARADISE ARMS und ging nach hinten hinaus. Jeder New-Yorker Hauswirt hätte sie als Zweiraum-Appartement bezeichnet, worunter ein Zimmer mit einer kleinen Küche zu verstehen war. Wer immer den Ausspruch geprägt hat: „Zwei Personen sind eine Gesellschaft, drei eine Menschenmenge", hat möglicherweise an ein Zweiraum-Appartement gedacht. Das Zimmer war — nun, sagen wir, keineswegs geräumig, und die Küche bestand lediglich aus einer handtuchschmalen Kammer, in die ein Genie irgendwie ein gesprungenes gelblichgraues Spülbecken hineingezwängt hatte. An den Zimmerwänden waren mit Reißzwecken zwei recht eindeutige Pornofotos, ein Foto des Kentucky-Derbysiegers Gallant Fox und ein schlechter Farbdruck befestigt, der einen gräßlich leidenden gekreuzigten Christus zeigte. An zwei gegenüberliegenden Wänden sah man zwei Sofas, deren beängstigend ausgeleierte Sprungfedern Zeugnis dafür ablegten, welchen Strapazen Hotelmöbel ausgesetzt waren. Unter einer nackten Vierzig-Watt-Birne stand ein wackeliger Tisch mit vier Stühlen, von denen einer vor sehr langer Zeit die Bezeichnung „Sessel" verdient haben mochte.
Der Professor, der sich seines Homburgs und seines grauen Mantels entledigt hatte, rieb sich angeregt die Hände. „Was würden Sie denn gerne trinken?" fragte er.
Der Fremde knöpfte seinen langen roten Mantel auf, unter dem eine knielange gestickte Bluse zum Vorschein kam, die selbst in New York ziemlich ausgefallen wirkte. „Nun", sagte er und überlegte, „haben Sie zufällig einen Humpen mit warmem Met?"
Der Professor runzelte verwirrt die Stirn. „Warmer was?" fragte er. „In welcher Kneipe gibt's denn das?"
„Es war nicht gerade eine Kneipe", erklärte der Fremde. „Ich hab' es heute früh in Nordschweden getrunken."
Shamus McMinimum schluckte und warf dem Professor einen entsetzten Blick zu. Großer Gott, das hat uns gerade noch gefehlt, dachte er. Heiligabend, und wir haben einen Wahnsinnigen auf dem Hals. Kann sein, er hat jemand umgebracht.
Unter halbgesenkten Lidern hervor musterte der Professor den Fremden genauer. Zwei fröhliche blaue Augen strahlten ihn an. Darunter leuchteten zwei rote Apfelbacken, und eine blaugeäderte Nase glühte wie ein Leuchtfeuer. Ein versoffener Tramp? überlegte der Professor, aber er ließ diesen Gedanken rasch wieder fallen, als er den roten Mantel betrachtete, der aus einem offensichtlich sehr teuren Stoff gearbeitet und — kaum zu glauben, aber es stimmte tatsächlich! — mit echtem weißem Zobel gefüttert war. Um den Hals trug der kleine Mann eine lange goldene Kette mit einem kreisrunden blauen Keramikanhänger, auf dem eine weiße Picasso-Taube prangte.
Das Gesicht des Professors erhellte sich; er lächelte schlau. Jetzt wurde ihm alles klar: Sie hatten den Superstar einer Rockband eingefangen, einen dieser millionenschweren Unterhaltungskünstler, die sogar eigene Düsenflugzeuge besitzen!
„Wie war doch gleich Ihr Name?" fragte er.
„Ich habe mich noch nicht vorgestellt", erwiderte der Fremde und lächelte ebenfalls, „aber da Sie mich fragen ... ach, nennen Sie mich einfach Nick."
„Freut mich, Sie kennenzulernen, Nick, alter Junge. Warum ziehen Sie nicht Ihren Mantel aus?" Der Professor machte eine einladende Handbewegung.
„Die Freude ist ganz meinerseits", sagte Nick und verbeugte sich leicht, „aber wenn es Sie beide nicht stört, möchte ich den Mantel doch lieber anbehalten. Gewohnheitssache — ich wohne nämlich in einem Iglu, wissen Sie."
Shamus' Gesicht begann krampfhaft zu zucken, aber der Professor bedeutete ihm mit einem warnenden Blick, er solle ruhig bleiben. „Wie wär's mit einem Spielchen?" fragte er, zu Nick gewandt, und griente selbstzufrieden. Ohne die Antwort abzuwarten, drückte er Nick sanft in den Sessel. Als sie alle drei um den Tisch saßen, zog er drei schmierige Kartenspiele aus den Tiefen seiner Hosentasche. „Spielen wir eine



Runde Poker. Hier, Nick, Sie sind der Ehrengast, Sie mischen.“

Nick begann umständlich die Karten zu mischen, doch sie glitten ihm aus der Hand und fielen klatschend in einem wirren Haufen auf den Tisch. Beschämt lächelnd blickte er auf das Chaos. Der Professor blinzelte Shamus mit einem wäßrigen Auge zu, fegte die Karten zusammen und mischte sie sachkundig. „Wie hoch soll der Einsatz sein? Sagen wir mal — zweihundert Dollar zu Anfang?“ fragte er, und bevor Nick antworten konnte, begannen er und Shamus bereits ihre Dollarnoten zwischen den Ellbogen zu sortieren. Nick zögerte sichtlich, doch dann zuckte er die Achseln und legte zwei Hunderter auf den Tisch, die er einer sonderbar altmodischen, abgenutzten Lederbörse entnahm.

Draußen auf dem East River heulte ein Schleppdampfer, und eine Bö peitschte Schnee gegen das Fenster. Es hörte sich an, wie wenn eine Mokassinschlange durch trockenes Unterholz glitt. In einem Zimmer in dem Stockwerk unter ihnen stellte jemand ein Radio auf höchste Lautstärke. Das Getöse löste einen Wutanfall aus, dem mehrere klatschende Schläge und ein Schwall ordinärer Flüche folgten. Das Radio wurde so leise gestellt, daß sich die Blues Band mit ihrer Version von Stille Nacht, Heilige Nacht kaum mehr zu Gehör zu bringen vermochte.

In der ersten halben Stunde, in der die drei unter der nackten Glühbirne Poker spielten, verlief alles nach einem bestimmten Muster. Zuerst war es Nick, der — zur allgemeinen Überraschung — eine beträchtliche Summe gewann. Dann begünstigte das launenhafte Glück den Professor, und zwar gleich mehrmals hintereinander. Shamus dagegen gewann nicht ein einziges Mal, und die Scheine neben seinem Ellbogen verschwanden einer nach dem anderen. Der Professor blinzelte Nick mit Verschwörermiene zu und drehte dann den Kopf zu Shamus hin. „Du hast Pech, mein Junge“, hänselte er ihn. „Wenn du nicht aufpaßt, nehmen wir beiden Oldtimer dich aus wie 'ne Weihnachtsgans!“

Shamus schlug sich mit der Hand gegen die Stirn, aber die Art, wie er das tat, deutete auf sorgfältiges Üben hin. „Solche Pfennigeinsätze sind nicht mein Stil“, beschwerte er sich. „Ich brauch' ein bißchen mehr Spannung . . .“

Der Professor blickte schmunzelnd zu Nick hinüber. „Na, alter Freund, was meinen Sie? Sollen wir dem Kleinen den Gefallen tun . . .

sagen wir mal, jeder fünfhundert als Einsatz?"

Nick machte ein zweifelndes Gesicht, aber der Professor zählte bereits fünfhundert Dollar auf den Tisch, den größten Teil seines bisherigen Gewinns. Shamus stand auf, ging zu seinem Sofa und holte ein paar Scheine unter der Matratze hervor. Der Professor mischte und ließ die Karten forsch auf den Tisch knallen. Shamus hob ab und legte den abgehobenen Packen neben das untere Häufchen. Der Professor legte dieses Häufchen wieder auf den anderen Stoß und fing an, die Karten auszuteilen. Es war jetzt ganz still im Zimmer, noch stiller als zuvor. Das Muster hatte sich unmerklich, aber doch unzweifelhaft verändert, und Nicks Blick glitt rasch über die Gesichter seiner Gastgeber. Die Augen des Professors funkelten grünlich, und in dem Schatten, den die über ihren Köpfen baumelnde Glühbirne warf, sahen seine Zähne noch schärfer und spitzer aus. Shamus' Mund stand offen, und — das konnte natürlich auch eine optische Täuschung sein! — die Zunge hing ihm aus einem Mundwinkel heraus. Nick schien das alles nicht wahrzunehmen, aber eins fiel ihm ganz bestimmt auf: daß nämlich sein Stapel Banknoten sehr rasch zusammenschmolz. Shamus strich soeben den Gewinn vom letzten Spiel ein. Nick rekelte sich, streckte die Arme hoch und dann zur Seite, um seine verkrampften Schultermuskeln zu lokkern. Der Professor hob fragend die Lider.

Nick wartete, bis Shamus seine gewonnenen Scheine sortiert hatte, und fragte dann höflich: „Hätten die Herren vielleicht Lust, eine frische Havanna zu rauchen?"

Der Professor kicherte amüsiert. „Hörst du das, Shamus? Wo kriegt man denn heute Havannas her? Unsere Flotte hat sie doch alle in Havanna eingeschlossen."

Der alte Mann langte in seine tiefe Tasche und holte eine Handvoll Zigarren hervor. Jedem seiner beiden Gastgeber reichte er eine Zigarre über den Tisch. Shamus prüfte seine eingehend, und der Professor beschnupperte seine mit zukkenden Nüstern. „Großer Gott", rief er, „das ist eine hundertprozentig echte McCoy. Wo zum Teufel haben Sie die her, Nick?"

„Die hab' ich heute nachmittag aus Havanna mitgenommen ... auf dem Weg hierher", sagte Nick, biß die Spitze seiner Zigarre ab und zündete sie mit einem unhandlich großen silbernen Gerät an, das zart nach Walfischtran roch.

Shamus' Gesicht begann wieder zu zucken. „Aber Opa", knurrte er gereizt, „du redest doch Blödsinn. Wie schnell fliegt denn deine gottverdammte Kiste?" Seine jaulende Stimme klang, als stehe er kurz vor einem hysterischen Anfall.

Nick saß mit halbgeschlossenen Augen da. „Lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken", sagte er. „Wenn es in — sagen wir, Paris sechs Uhr abends ist, ist es hier in New York erst Mittag. Aber in Tokio ist es dann ein Uhr morgens. In all diesen Städten muß ich um Mitternacht sein — ich meine, wenn es dort Mitternacht ist. Hm, ich glaube, ich muß zehntausend Meilen in der Stunde fliegen, wenn ich niemanden enttäuschen will. Übrigens vielen Dank, meine Herren, daß Sie mich erinnern — ich habe leider nur noch für ein Spiel Zeit, wenn unsere diesjährige Veranstaltung nicht ins Wasser fallen soll ..."

Shamus' Unterkiefer klappte herunter. Er wandte sich hilfeflehend an den Professor. „Bei dem alten Trottel hat's total ausgehakt", sagte er mit zitternder Stimme. „Bloß 'raus mit ihm, bevor er einen von uns beißt ... ich wette, er hat Tollwut."

Der Professor verzog den Mund zu einem Lächeln. „Bleib ruhig, Shamus, mein Junge. Er ist schließlich unser Gast, und wir wollen doch fair sein und ihm die Chance geben, etwas von seinem Geld zurückzugewinnen." Und zu Nick sagte er: „Mein Freund, Sie haben hier an diesem Tisch rund siebenhundert Dollar verloren. Jetzt rücken Sie noch mal siebenhundert 'raus, und wir machen noch ein Spiel. Der Gewinner kriegt alles — den ganzen Zaster — einverstanden?"

Nick, den eine Wolke von Tabakrauch einhüllte, schien diesen Vorschlag zu erwägen. „Einverstanden, meine Herren", sagte er dann mit halbgeschlossenen Augen. „Das ist wirklich sehr anständig von Ihnen ..."

Es wurde jetzt wieder ganz still im Zimmer, und der blaue Rauch erzeugte eine fast traumhaft unwirkliche Stimmung. Die Glocken von St. Vincent in Greenwich Village läuteten elfmal. Wieder heulte ein Schleppdampfer draußen auf dem East River, oder vielleicht war es immer noch der von vorhin.

Plötzlich sagte Shamus in die Stille hinein: „Wenn ihr haltet, kostet euch das hundert Dollar."

„Ich steigere um hundertfünfzig", knurrte der Professor und studierte dabei aufmerksam Nicks Gesichtsausdruck. Einige Minuten später lag ein Stapel Banknoten in der Mitte des Tischs, und jeder der drei Spieler hatte alle Karten bis auf vier abgeworfen. Shamus legte seine vier mit der Bildseite nach oben aus und griente Nick und den Professor an. Es waren vier Buben: Pik, Herz, Karo, Kreuz. Der Professor kicherte, blickte mitleidig auf seine beiden Mitspieler und

Lesen Sie bitte auf Seite 58 weiter

DIE LIEBENDEN

In ihren Regalen
ein einfaches Stück Erz,
eine verdorrte Rose —
wie viele Andenken, die sie
sammeln von Ortschaften,
von Stunden,
von allen Begebenheiten,
die den Schimmer tragen
vom Atem des anderen.

Keine Straße, die sich dem Echo
ihrer Freuden entzieht —
Wenn sie sich trennen
für Augenblicke,
ist der Spiegel die verschwiegene
Zufluchtsstätte ihrer Fragen,
der Spiegel, der nicht verrät
ihre heimliche Eitelkeit,
der ihren Stolz erträgt,
der nicht belächelt ihr langes Haar —
der sie gelten läßt, wie sie sind,
die Liebenden,
Gefangene von Flammen,
Gefangene von Lippen,
verletzt von Dornen auch
des Zweifels
und dem Übermaß an Ketten,
die Liebe rastlos verschwendet.

Ulrich Grasnick

Der Prager Fotograf Antonin Nový fotografierte im Haus des Jugendstilmalers Alfons Mucha

OHNE WORTE

Zeichnung: Karl Schrader

FAHRT ZUM LICHT

UTOPISCHE NOTIZEN von Herbert W. Franke

Das ist ein großer Tag für mich. Es geht dem Licht und der Wärme entgegen! Seit Jahrtausenden leben wir in künstlichem Licht und in künstlicher Wärme. Seit dieser Zeit hatten wir den Wunsch, uns von unserem Planeten zu lösen und wärmere Regionen aufzusuchen. Und nun hat unsere Technik das Ziel erreicht! Wir stoßen zu den sonnennahen Planeten vor.
Ich will nicht daran denken, daß die ersten beiden Raumflotten verschollen sind, aber es macht mir doch Sorgen. Ich werde wachsam sein. Unsere Einrichtung ist verbessert, wir verfügen über mehr Energie, und außerdem stehen wir in ständiger Verbindung mit der Heimat. Ich werde jede Beobachtung, jede Maßnahme, ja sogar meine Tagebuchnotizen sofort weitermelden.

Wir haben die Bahn des achten Planeten gekreuzt. Die Verhältnisse auf ihm sind aber nicht viel besser als unsere, zeitweise bewegt er sich sogar der Sonne noch ferner als unser Planet. Die Energie reicht, das Befinden ist gut — wir können es wagen, weiter zu fahren.

Wir haben den sechsten Planeten erreicht. Die Wärme macht sich in unserem Schiff noch nicht bemerkbar, aber das Licht! Die Mannschaft verbringt ihre meiste Zeit damit, an den Fenstern zu stehen und sich im Licht zu baden.

Wir sind auf dem Weg zum vierten Planeten! Ich wollte auf dem fünften landen, aber die Kapitäne der anderen Schiffe überstimmten mich. Ich mußte Sonnenbrillen ausgeben, weil einige Leute an Augenentzündungen leiden. Aber alle sind gehobener Stimmung. Es ist auch schon wärmer geworden.

Sie sind wunderbar, dieses Licht und diese Wärme! Als letztes Zugeständnis habe ich den Mannschaften nachgegeben, daß wir bis zum zweiten Planeten vorstoßen. Das Antriebssystem funktioniert klaglos, ebenso die Navigationseinrichtung. Bisher kein Hinweis auf das Scheitern der früheren Expeditionen.

Meuterei! Wir sind zwischen den ersten beiden Planeten. Die Leute weigerten sich zu landen. Sie wollen zum ersten Planeten! Die Schiffe sind in ihrer Hand. Ich kann nichts dagegen tun. Aber ich verstehe es! Bisher haben wir Mangel gelitten, jetzt leben wir im Überfluß. Ich will gar nichts dagegen tun. Wir fliegen zum ersten Planeten! Er wird unsere neue Heimat sein.

Die Leute sind wahnsinnig! Der erste Planet liegt hinter uns. Wenn wir nicht bald umkehren, schmelzen in der Hitze unsere Schiffe! Es ist jetzt so warm, wie wir es uns in unseren sehnsüchtigsten Wünschen nicht erträumen konnten. Es ist so warm, daß auf unserer Haut Blasen entstehen. Es schmerzt, wenn man ins Licht tritt. Aber es ist ein angenehmer Schmerz. Ich wußte nie, daß Licht und Wärme schmerzen können!

Es ist aus! Wir stürzen in die Sonne! Sie stehen an den Fenstern, mit aufgesprungener, blasiger Haut, mit blutigen Augen. Aber sie sind von ihrem Wahnsinn nicht abzubringen. Ich versuchte, die auf Automatik eingestellte Steuerung herumzuwerfen, aber sie haben es bemerkt und mich in meine Kajüte gesperrt.
Eine Flut von Licht liegt im Schiff. Die Wärme dringt bis ins Innerste meines Körpers. Die Haut brennt, sie löst sich in Fetzen ab, dafür aber tut es unbeschreiblich gut, die Wärme durch den Körper laufen zu spüren. Aber bald wird unser Antriebsstoff nicht mehr reichen, um der Sonne auszuweichen.
Was soll ich tun?
Der Sturz ist nicht mehr aufzuhalten. Das Gravitationsaggregat hat versagt, wir schweben schwerelos im Raum. Die Sonne ist ein glühender, flackernder, lodernder Ball. Weiße Helle dringt auf mich ein. Ich sehe nichts anderes mehr, nur diese Helle. Sie ist nicht vor mir, nicht neben, nicht hinter mir — sie ist überall ... Ich selbst bin voll Licht. Eigentlich ist alles richtig, was wir tun. Wieso sehe ich es erst jetzt ein? Die Wärme erfüllt mich angenehm, unsagbar angenehm ... Ich kann nicht genug davon kriegen. Kein Schmerz mehr ist zu spüren! Nur noch der Wunsch nach noch mehr Wärme, noch mehr Licht...

(Mit freundlicher Genehmigung des Wilhelm Goldmann Verlages, München)

Eine Südseegeschichte

WIE DIE MENSCHEN EINANDER ERKANNTEN

Als Eluelap, der große Geist, die Inseln aus dem Meer gezogen hatte, schuf er Menschen, Männer und Frauen, und verteilte sie über die Lande. Gemächlich lebten sie nebeneinander her; der Mann fischte und leistete die grobe Arbeit, die Frau sammelte die Früchte, bereitete die Mahlzeiten, webte Kleidmatten und Gürtel, kurz, sorgte fürs Haus. Aber die Menschen vermehrten sich nicht. Nirgendwo sah man ein Kind. Denn Eluelap hatte wohl den Mann erschaffen, wie er heute ist, doch die Frau war ihm mißraten; er hatte ihre Scham vergessen. Und so kannte niemand die Freuden der Nacht.

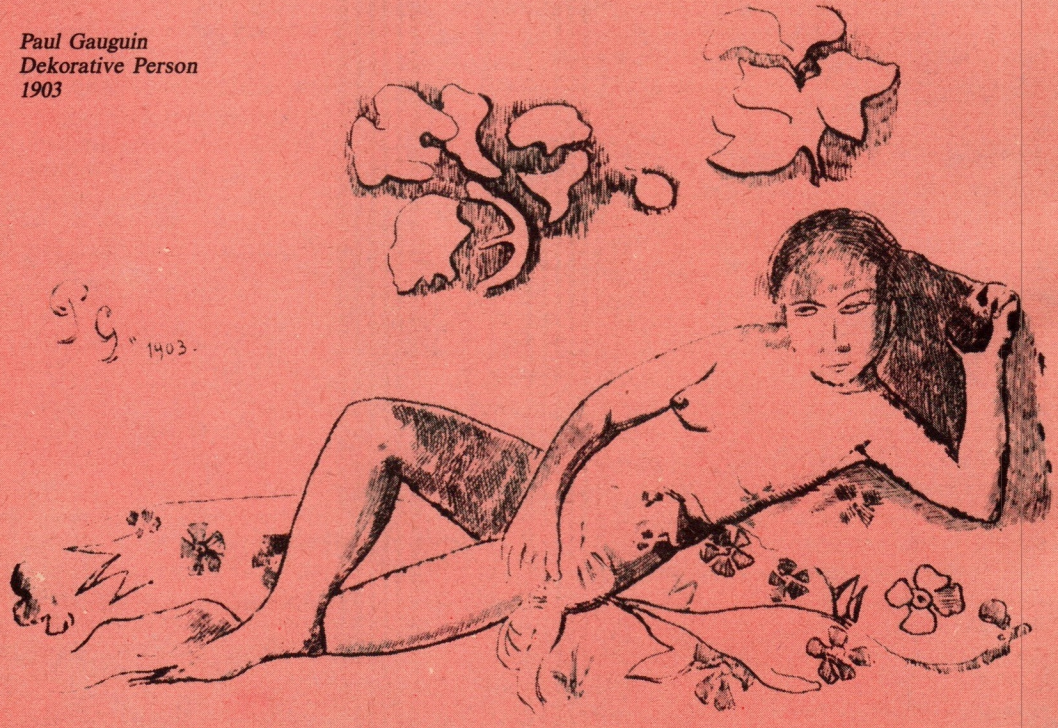
Eluelap sorgte sich; er wollte wissen, weshalb seine Wesen keine Nachkommen bekamen. Und er entsandte seinen Sohn, den strahlend schönen Lugeileng, zur Erde, die Menschen zu besuchen und sie das Spiel zu zweien zu lehren.

Im Westen, wo Himmel und Erde einander berühren, stieg Lugeileng zu den Menschen herab. Er wanderte nach Osten und kam nach der Insel Elato. Hier lebte Temongemong mit seiner Frau Liparara. Beide hatten sich gern; wenn Temongemong fischte, sorgte Liparara für das Hauswesen.

Als Lugeileng über die Insel streifte, erblickte er das Haus Temongemongs. Er ging darauf zu und sah nun Liparara unter einem rotblühenden Hibiskusbusch sitzen und einen Gürtel für ihren Mann weben. Lange schaute er ihr zu; er freute sich über ihre emsige Geschicklichkeit, mit der ihre flinken Hände das feine Gewebe schufen; und ihre frauliche Schönheit entzückte seine Sinne aufs höchste. Er trat vor sie hin und fragte, was sie mache.

„Ich webe einen Gürtel für meinen Mann Temongemong."

Paul Gauguin
Dekorative Person
1903



„Wo ist denn dein Mann?"
„Temongemong ist weit vor der Insel; er fischt, und wenn die Sonne am höchsten steht, kommt er heim."
So ging die Zwiesprache eine Weile hin und her; Lugeileng fühlte sich durch das freundliche Wesen der Frau immer mehr angezogen und fragte endlich: „Was treibt ihr den Tag über?"
„Ich koche das Essen, mein Mann fängt die Fische, ich webe Matten und Gürtel, und er bessert am Hause, sorgt für das Kanu, die Segel, fertigt Geräte und schafft hundert andere Kleinigkeiten." „Versteht ihr nicht mehr? Was macht ihr denn nachts? Kennt ihr nicht das Spiel zu zweien?" „Nein, das kennen wir nicht. Nachts schläft jeder auf seiner Matte."
Da nahm Lugeileng der Frau die buntgemusterte Kleidmatte ab. Jetzt begriff er, weshalb den beiden das anmutige Spiel fremd war und warum den Menschen keine Kinder beschert wurden. Eluelap hatte die Scham der Frau vergessen. Sorgsam legte er Liparara die Matte wieder um die Hüften und bat sie, sich zu baden, mit frischem, wohlriechendem Öl den Leib und die Glieder zu salben und ihm in die Hütte zu folgen. „Ich will dich das herrliche Spiel lehren!" Die junge Frau bettete sich auf einer der feingeflochtenen, weichen Matten. Lugeileng beugte sich über die Liegende und ritzte ihr mit einem scharfen Muschelmesser eine schmale Spalte in den Leib, weitete sie mit den Fingern und sprach einen Zauberspruch darüber.
Der Liebesgarten der Frau war erschaffen und die Vergeßlichkeit Eluelaps wieder gutgemacht. Darauf umarmte Lugeileng Liparara und lehrte sie das schöne Spiel zu zweien. Es dünkte ihr ungemein süß, ihr Rattenzünglein wußte vor Freude nicht aus und ein, und noch viele Male mußte der Gott ihr die Labung verschaffen.
Als der Gott sich verabschiedete, empfahl er ihr, auch Temongemong nach seiner Heimkehr im neuen Spiel zu unterweisen.
„Löse ihm den Gürtel, greife seine Schlange, lasse sie in das Loch schlüpfen und bereite ihr ein anheimelndes Lager."
Kaum war Lugeileng gegangen, als die Frau schon zur Hütte hinauseilte, an den Strand lief und nach Temongemong zu rufen begann. Weithin schallte das Schreien und erreichte auch das Ohr des in der Ferne vor dem Riffe fischenden Mannes. Im Glauben, daß seiner Frau etwas zugestoßen war oder Unholde ihr zusetzten, hißte er das Segel und fuhr in schneller Fahrt nach dem Strande und der heimatlichen Hütte. Je näher er kam, um so aufgeregter, lauter und deutlicher wurde das Rufen der Frau: „Komm! Komm, lieber Mann! Mach schnell, beeile dich! Laß das Kanu, laß die Fische! Komm, komm! Ich will dir etwas Herrliches zeigen!"
Der Mann wußte nicht, was mit seiner Frau vorgegangen war. Er wunderte sich über die Rufe, deren Worte er verstand und deren Sinn ihm doch fremd war.
Endlich gelangte er ins seichte Wasser. Er ließ das Segel nieder, sprang zum Kanu hinaus und wollte den Fang in den Körben bergen, um ihn in die Hütte zu tragen. Doch die Frau ließ ihm dazu keine Zeit. Sie watete schnell zum Boote und rief ihrem Mann zu: „Laß das Kanu! Laß die Fische! Komm nur, komm rasch!"
Sie faßte den Ahnungslosen beim Arm, zog ihn hinter sich her: „Laß die Fische! Komm nur, komm nur rasch!"
Temongemong wußte nicht, was ihm geschah. Sie eilten in die Hütte, wo Liparara schnell das Mattenlager herrichtete, die Kleidmatte abstreifte und dem Manne den Gürtel löste. Traurig ließ die Schlange das Köpfchen hängen; doch wie die Frau nach ihr griff, wuchs sie, wurde groß und richtete sich empor.
„Nun will ich dich das neue Spiel lehren, in dem mich Lugeileng unterwies", rief sie, legte sich auf die Matte und lockte die Schlange, in das Loch zu schlüpfen.
Auch Temongemong hatte seine Freude an dem lustigen Spiel; so groß war seine Freude, daß er viele Male die Schlange zum Ergötzen der Liparara ins Loch schlüpfen ließ, und alles andere, Kanu und Fische, Essen und Trinken darüber vergaß.
Täglich vergnügten sie sich an dem Spiel, so häufig und so viel, daß sie beinahe zu Skeletten abmagerten.
Als Lugeileng das merkte, weitete sich sein Herz, und er sorgte sich ernstlich um das Wohl und die Zukunft der Menschen. Trieben sie das Spiel ausbündig und ohne Unterlaß, war es um die Nachkommen des Geschlechtes geschehen. Wiederum stieg er zur Erde herab. Er suchte das Ehepaar auf, warnte es vor den Folgen des übereifrigen Spiels und riet ihm, sich nur mäßig damit zu vergnügen.
„Zwei Nächte von sieben dürft ihr euch des fröhlichen Spiels erfreuen, was darüber, gerät euch zum Schaden, und ihr müßt sterben."
Temongemong und Liparara gehorchten dem Gotte. Bald blühten sie wieder auf, und mit der Zeit stellte sich eine große Kinderschar ein.

Renate Holland-Moritz

Unsere aktuelle Umfrage:

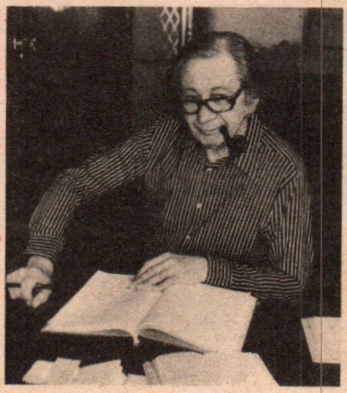
Weinbrandbohnen und Weckerticken

Was Schriftsteller beim Schreiben anregt

Diese Frage macht auf den ersten Blick einen höchst simplen Eindruck. Wie wird er schon arbeiten, so ein Schriftsteller? Setzen wir mal voraus, er hat zunächst eine Idee. Diese nimmt in seinem Kopf mehr und mehr (beziehungsweise mehr oder weniger) Gestalt an, etwa die Gestalt einer Roman-, Novellen-, Kurzgeschichten- oder Filmfabel, eines Gedichts, Essays oder Feuilletons. Nun könnte schon der manuelle Teil der Arbeit beginnen, und für diesen ist in jedem Fall Papier notwendig. Ob das im allgemeinen jungfräuliche Weiß nun mit Hand- oder Maschinenschrift bedeckt wird, hängt ganz von der Individualität des Schreibers ab. Der eine erträgt das Geklapper nicht, weil er — zumindest während des Schöpfungsaktes — geräuschempfindlich ist. Dieser Typ versucht ebenso verzweifelt wie häufig vergebens, auch anderen Lärmerzeugern zu entrinnen, als da sind: quietschende Straßenbahnen, spielende Kinder, bellende Hunde und Nachbars Radio. Dem anderen wiederum ist die Benutzung eines Bleistifts zu zeitraubend. Seine Gedanken eilen so schnell, daß er ihnen mit einer Hand nicht folgen kann. Also greift er in die Tasten und läßt sich's nicht verdrießen, wenn er die Prozedur infolge notwendiger Korrekturen mehrmals wiederholen muß. So etwa denkt sich der Nichtschriftsteller die Arbeit des Schriftstellers. Und so etwa geht sie auch vonstatten. Aber ganz so einfach nun eben wieder nicht. Von eminenter Wichtigkeit ist zum Beispiel die Frage: Wann, wo, wie und mit Hilfe welcher Stimulanzien arbeitet der Schriftsteller? Bei anderen Berufsgruppen liegt die Antwort jeweils auf der Hand: Die Verkäuferin steht hinterm Ladentisch oder sitzt hinter der Kasse, der Angestellte sitzt hinter dem Schalter oder am Schreibtisch, der Arbeiter steht an seiner Maschine. Wann, wo und wie sie das tun, ist arbeitsvertraglich geregelt. Ob sie dabei durch eine kulturvolle Umgebung, durch freundliches Betriebsklima oder leise Musik stimuliert werden, ist für den Betroffenen zwar nicht unwichtig, aber genaugenommen doch zweitrangig. Seine Arbeit muß er tun.

Schriftsteller hingegen, zumindest viele unter ihnen, sind ohne ihre gewohnten Stimuli unter Umständen arbeitsunfähig. Schiller, berichtet die Überlieferung, habe sich vom Duft faulender Äpfel anregen lassen. Ein harmloser, leicht erschwinglicher Tick, der, wie das große Werk des Klassikers beweist, seine produktive Wirkung nicht verfehlte. Eine noch komischere Marotte wird einem Zeitgenossen nachgesagt, dem Heinrich-Mann-Preisträger **Siegfried Pitschmann.**

Dieser sensible Filigranarbeiter unter den Erzählern soll angeblich nur dann mit einem Satz niederkommen, wenn alle Tür- und Schrankschlüssel in seinem Zimmer senkrecht im Schlüsselloch stecken. Als ich ihn um Bestätigung der Anekdote bat, errötete er heftig und verwies sie in den Bereich alkoholgeschwängerter Phantasie einiger seiner Freunde.



„Einige meiner Freunde", sagt der Kriminalschriftsteller **Alan Winnington,** „schreiben morgens um fünf; einige trinken sich vorher Mut an, andere sind stocknüchtern; einige können nur an einem ordentlichen Schreibtisch arbeiten, andere, wozu ich gehöre, nur im totalen Chaos." Immerhin will Winnington seinem unordentlichen Arbeitsplatz jetzt eine sportliche Note verleihen. „Zur Zeit entwerfe ich einen Elektro-Trainings-Schreiber. Dies ist ein Fahrradergometer mit einem kleinen Pult (anstelle eines Tachometers), darauf steht eine elektrische Schreibmaschine mit einem Dynamo, der durch die Pedale angetrieben wird. Mein Leser kann sich auf dramatische

Ergebnisse gefaßt machen!" Der Meister aus dem Heimatland des Krimis und des Understatements hat schon so viel Aufregendes und Dramatisches geschrieben, daß er sich getrost eine Fehlkonstruktion leisten kann. Die Dankbarkeit seiner zahllosen Leser ist ihm auch im Falle der Beibehaltung bisheriger Arbeitsmethoden sicher.

Der Romancier, Kinderbuchautor und Satiriker **E. R. Greulich** gehört zu jenen Frühaufstehern, die eine geregelte Arbeitszeit, pünktliche Mahlzeiten, ausreichenden Mittagsschlaf und absolute Ruhe benötigen. Zum fröhlichen Produzieren ist für ihn unerläßlich „das stimulierende Ticken meines Wekkers, die unordentliche Ordnung meines Arbeitszimmers, der melodiöse Gesang meiner vierzigjährigen Liebsten Erika (— Reiseschreibmaschine —) und die Pausen im Gekläff des Nachbarhundes."

Den Dichter **Paul Wiens** hingegen stört eine solche Abgeschlossenheit. Er braucht um sich Wind, Bewegung, Gespräche. „Am besten geht es im Klub oder im Restaurant, wo viele Leute an anderen Tischen sitzen, das ist eine wunderbare Blick-, Geräusch-, und Denkkulisse. Wenn es darum geht, ein Gedicht niederzuschreiben, das ich schon monatelang in meinen Eingeweiden hin und her gewälzt habe, dann setze ich mich zu Hause gegen 23 Uhr — wenn Frau und Kind schlafen — an den Tisch, stelle den Tischfernseher ein, gleichzeitig nebenan das Radio, habe vor mir ein Stück Papier, auf das ich Muster male, und daneben den Block, auf den ich hin und wieder, zwischen den Nachrichten, meine zeitlosen Zeilen in unabänderliche Sätze kerbe. Überhaupt nicht arbeiten kann ich, wenn ich ganz allein in einer stillen Umgebung bin."

Heinz Knobloch, nicht unbedingt zeitloser Zeilenkerber, tippt am liebsten gleich in die Maschine, und zwar zu Hause an einem normalen Tisch, nicht am Schreibtisch. Auf diese Weise sind seine Sätze auch nicht sofort von unabänderlicher Qualität. „Das Manuskript redigiere ich immer wieder mit den verschiedensten Farbstiften, damit es auch schön aussieht." Auf dem Solidaritätsbasar des Berliner Verlages konnte Knobloch zwei dieser farbenfrohen Manuskripte verkaufen.

„Ich versuche, morgens um acht anzufangen, manchmal geht es auch erst in den Nachmittagsstunden oder am frühen Abend. Nachts arbeite ich nicht. Am Abend bereite ich die Arbeit des nächsten Tages vor, suche Nachschlagewerke und überhaupt alles heraus, was ich an Rohstoff benötige. Vorbereitung und Planung halte ich für ganz wesentlich, so komme ich nie in Zeitdruck. Seit sieben Jahren schreibe ich wöchentlich ein Feuilleton für die ‚Wochenpost', dafür überlege ich mir die Themen oft schon Monate vorher, sammle Gedanken und Materialien dazu. Ich würde gern einen Saal in der Größe eines Fußballfeldes bewohnen, in dem überall Tische stehen, auf denen jeweils die Materialien für ein Thema liegen, so daß ich wie ein Simultan-Schachspieler von Tisch zu Tisch gehen könnte, wenn mir zum jeweiligen Thema was einfällt." Knobloch bevorzugt beim Schreiben schwarzen Tee und verabscheut fremder Leute Radios.

Mein Kollege **John Stave** ist ein genügsamer Mensch. Er braucht außer seinem dicken Schreibebuch und einem Kugelschreiber überhaupt nichts, lediglich sein Bett. Irgendwann kam ihm die Vorstellung, daß er sein Geld an jenem doch anderen Zwecken vorbehaltenen Ort verdiene, suspekt vor. „Deshalb stand ich auf, wusch mich, rasierte mich sogar, zog mich an und setzte mich an den Schreibtisch. Es geschah nichts. Nicht der geringste Einfall. Also zog ich mich schnell wieder aus, sprang ins Bett, und schon hatte ich eine Idee."

Mir geht es übrigens genauso wie meinem Freund Jonny. Ich bin mir allerdings der psychologischen Ursachen bewußt: Schreiben ist mir verhaßt. Es gibt nichts,

einschließlich Hausarbeiten, was ich weniger gern tue. Wenn ich mich jedoch in mein Federbett kuschele, denke ich autosuggestiv immer wieder den einen Satz: Es ist ja gar keine Arbeit, es ist ja gar keine Arbeit...

Viele Schriftsteller haben Angst vor dem weißen Papier. Sie sitzen vor der Schreibmaschine oder dem Notizblock wie das Kaninchen vor der Schlange. Diese Leute sind meistens wahre Gedächtnisartisten wie zum Beispiel die Kinderbuchautorin **Hiltrud Lind.**

„Ich schreibe im Kopf, und zwar am liebsten in der Bahn, beim Saubermachen oder bei anderen mechanischen Verrichtungen. Ich präge mir jeden Satz so fest ein, daß ich nach Abschluß der Gedankenarbeit das ganze Manuskript wie von einer unsichtbaren Tafel abtippen kann."

Auch **Berta Waterstradt** arbeitet auf ähnliche papiersparende Weise. „Wenn ich eine Idee zu einer Kurzgeschichte habe, spinne ich den Gedankenfaden, wo ich gehe und stehe, bis ein handfestes Netz daraus geworden ist, in das ich den Redakteur einwickeln kann. Ist die Geschichte fertig, wird sie, fast wörtlich, niedergeschrieben."

Die normalsten und in jedem Fall geliebten Störelemente, die eigenen Kinder nämlich, treten übrigens bei männlichen Schriftstellern kaum in Erscheinung. Da gibt es immer noch die Hausfrau, ob nun in Gestalt der Gattin oder der Oma, die dem schöpfenden Herrn der Schöpfung die kleinen Plagegeister vom Halse hält. Wer aber entlastet die schreibende Frau von den Mutterpflichten, die nicht immer mit der fürs Schreiben notwendigen Konzentration zu vereinbaren sind? Keiner!

Renate Feyl berichtet, wie sie mit dem Problem fertig wird. „Meine kleine Tochter läßt mich nur so lange ungestört arbeiten, wie ich sie nicht störe. Also sitzt sie auf dem Schreibtisch, bemalt alles Erreichbare einschließlich der Fensterscheiben, hilft sich über meine Arbeitszeit hinweg, indem sie sämtliche Schubfächer und Regale begeistert ausräumt und so geräuschvoll wie gründlich das Zimmer in eine Räuberhöhle verwandelt. Wenn ich zwischen den ausgebreiteten Kissen, Decken, Puppen, Papierschnitzeln, Bauklötzern, Büchern und Büroklammern nicht mehr treten kann, ist es gewöhnlich zwei Uhr nachmittags und ein sicheres Zeichen, daß meine Ruhe dahin und das Schreiben beendet ist."

Irmtraud Morgner hat ähnliche Sorgen. „Ich kann als Schriftstellerin arbeiten, wenn mein Sohn in der Schule ist; günstigstenfalls also wochentags von acht bis vierzehn Uhr. Danach arbeite ich in den Berufen, die allen Frauen an der Wiege gesungen werden. Beste Stimulanz: acht Stunden Schlaf und ein verschließbares Zimmer. Mich stört die Maschinerie des Tagesablaufs, dieser Mangel an Improvisationsmöglichkeiten."

Ruth Kraft, deren Kinder schon erwachsen sind und als Störfaktoren nicht mehr in Frage kommen, kennt nichts Schöneres als den Besuch ihrer einjährigen Enkeltochter. Dann ist sie ganz Oma und nicht bereit, diesen Zustand auch nur für eine Zeile Literatur zu unterbrechen. Es gibt allerdings noch einen anderen Grund, der Ruth Kraft am Schreiben hindert: wenn ihr nämlich die geliebten Weinbrandbohnen ohne Kruste ausgegangen sind.

Renate Holland-Moritz

SCHÖPFERISCHER IRONIKER

Einfälle aus Johann Nepomuk Nestroys Possen und Volkskomödien Zutage gefördert von Fiete Fischer

JOHANN NEPOMUK NESTROY (1801—1862)

In den dreißiger bis sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte in Wien ein Schauspieler, der durch die hinreißende Komik seiner windschiefen Figur, durch seinen Kampf mit der k. und k. österreichischen Zensur, seine blechern schnarrende Zungenschnelligkeit und schließlich durch das Brillantfeuerwerk einer langen Reihe von — auch bei uns noch gespielten — Theaterpossen (unter anderen Der böse Geist Lumpazivagabundus, Einen Jux will er sich machen, Freiheit in Krähwinkel) große und dauernde Popularität genoß: *Nestroy.*

Die andere Hälfte Nestroys, den „sokratischen" Dialektiker, den echten Philosophen (der nicht unbedingt ein sogenannter „ernster Mensch" sein muß ...), den menschenkundigen Gesellschaftssatiriker zeigen die folgenden heiter-ironischen Aussprüche aus seinen Theaterstücken.

Es gibt sehr wenig böse Menschen,
und doch geschieht so viel Unheil in der Welt.
Der größte Teil dieses Unheils kommt auf
Rechnung der vielen, vielen guten Menschen,
die eben weiter nichts
als gute Menschen sind ...

*

Die Lieb' ist eine Nachtigall,
denn die Nachtigallen haben die Eigenschaft,
daß sie im dunklen Laub des Verbotes
viel reizender schlagen als auf der offenen,
flachen Heerstraße der Pflicht.

*

Die stolzen Leut' sollten bedenken,
daß sie auch einmal nicht mehr waren
als unsereins. Aber wenn sie das bedächten,
so wären's keine stolzen Leut'!

*

Es glaubt's kein Mensch, was der Mensch
alles braucht, bis er halbwegs
einem Menschen gleichsieht.

*

Großmut findet immer Bewunderer,
selten aber Nachahmer, denn sie ist
eine etwas zu kostspielige Tugend.

*

Das Vorurteil ist eine Mauer, von der sich
noch alle Köpf', die gegen sie angerannt sind,
mit blutige Köpf' zurückgezogen haben.

*

Die Gefahr sucht sich in der Regel Opfer,
die mit ihr ringen; mit kleine Buben
gibt sie sich nicht ab.

*

Zartgefühl ist schon recht, aber man muß
nix übertreiben!

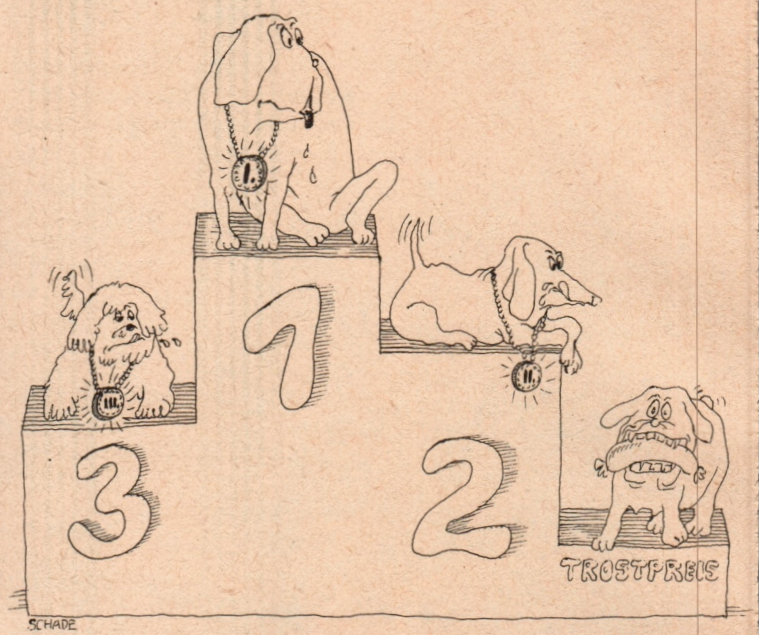
*

Sehr viel, aber nix gründlich gelernt,
darin besteht die Genialität; und jetzt
kann ich mir's auch erklären,
warum's so viele Genies gibt ...

*

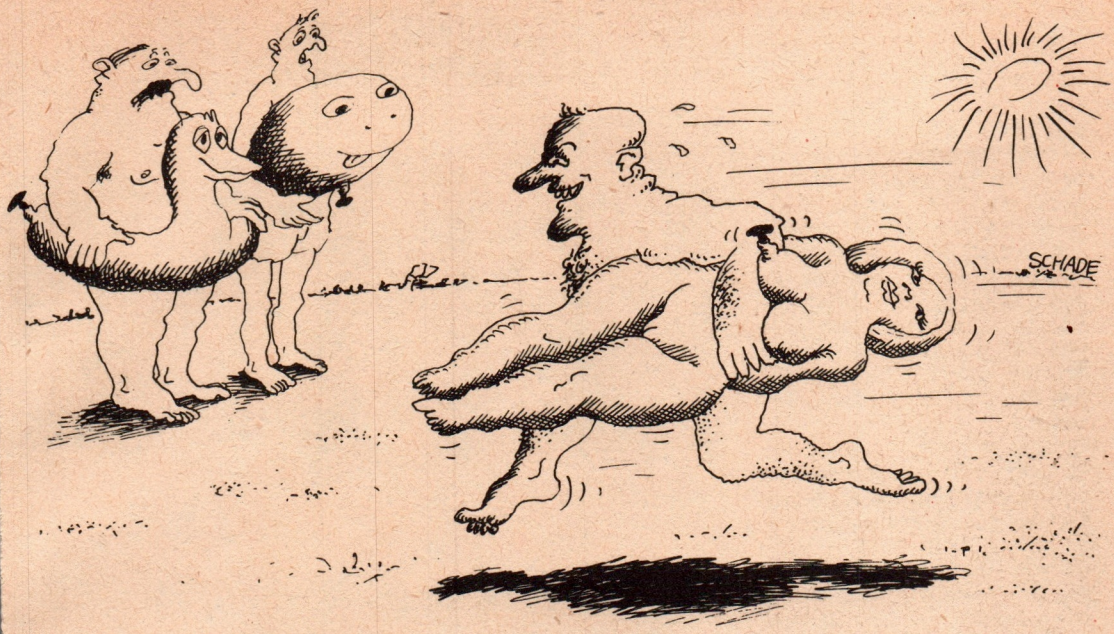
Die Zensur ist ein menschgewordener
Bleistift, oder ein bleistiftgewordener
Mensch, ein fleischgewordener Strich
über die Erzeugnisse des Geistes, —
ein Krokodil, das an den Ufern des Ideenstromes lauert und den darin schwimmenden
Autoren die Köpf' abreißt ...

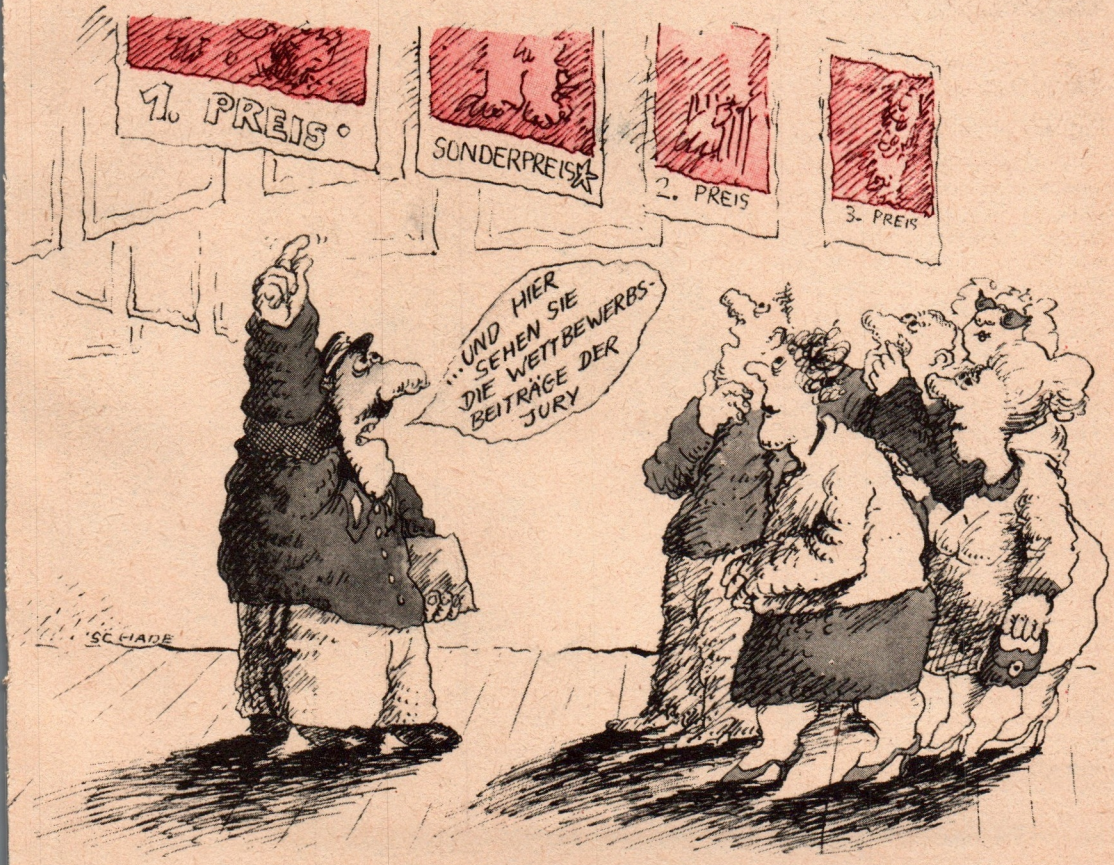
RAINER SCHADE



Diplomarbeit 1976

„Wer sich nicht selbst zum besten halten kann, der ist gewiß nicht von den Besten."
Dieses bekannte Goethe-Wort hat Rainer Schade (25), der sein Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in diesem Jahr beendete, als Motto über seine schriftliche Diplomarbeit gesetzt, die er „Betrachtung zum Komischen" nannte und die mit „Sehr gut" bewertet wurde. Sein Studienfach war freie Grafik und Illustration, sein Hauptinteresse jedoch galt der Karikatur, mit der er sich im „Eulenspiegel", in der „Freien Welt" und auch im „Magazin" schon einige Lorbeeren verdient hat.
Nun mußte ich schon mehrfach auf entsprechende Fragen erklären, daß man den Beruf des Karikaturisten kaum erlernen kann, vergleichbar etwa mit dem des Zirkusclowns. Auch sie müssen eine profunde Lehre in den artistischen Techniken absolvieren, bevor sie in der Arena ihren Jux vorführen dürfen. Die Karikaturi-


SCHADE

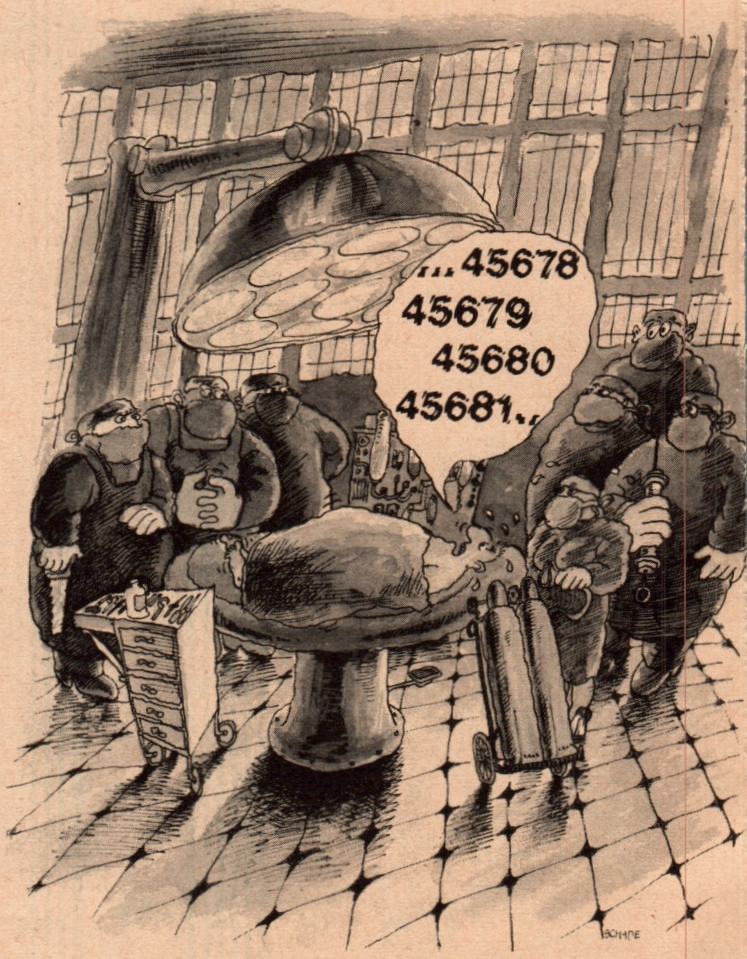

1. PREIS
SONDERPREIS
2. PREIS
3. PREIS
...UND HIER SEHEN SIE DIE WETTBEWERBS-BEITRÄGE DER JURY
SCHADE

sten, die natürlich heutzutage nicht nur Jokus, sondern geistreiche Einfälle servieren sollen, sind deshalb gut beraten, wenn sie eine gründliche Ausbildung in den zeichnerischen und grafischen Techniken hinter sich bringen. Und das hat Schade zweifellos.

Es ist das erstemal, daß mir eine schriftliche Diplomarbeit eines Grafikers vorliegt, der sich mit den ästhetischen Kategorien Humor, Satire, Komik und Ironie beschäftigt und dabei auch die Parodie, den Hohn und Spott, den Witz und die Persiflage nicht vergißt.

Besonders erfreulich finde ich, daß sich offensichtlich hier ein Talent entwickelt, das, im Gegensatz zu seinen meisten Altersgenossen, sich nicht nur mit Bildwitz und Humor begnügt, sondern seine Zeit und Umgebung kritisch und satirisch betrachtet. Obwohl ich nicht sehr glücklich bin über seine Formulierung: „Satire und Ironie sind brauchbare und gefährliche Waffen, die nicht genug geschwungen werden können im Kampf gegen die Feinde der Menschheit", denn Waffen schwingt man nicht, man benutzt sie, freute ich mich, daß Schade sich sogar mit der Bedeutung der Satire im Sozialismus beschäftigt hat. Er schreibt: „Es gibt da ein weites Betätigungsfeld. Oder möchte da etwa einer behaupten, bei uns gäbe es keine Bürokratie, keine Schlamperei in den Betrieben, keinen Schmutz auf den Straßen, keine Karrieristen, keine Verschwendung von Volksvermögen, keine frisierten Planbilanzen, kein Schmiergeldunwesen und keine Probleme mit neugebauten Stadtteilen? Auch wenn diese Dinge für unsere Gesellschaft nicht charakteristisch sind, kann man diese Erscheinungen nicht scharf genug aufs Korn nehmen."

Nur eins ist schade bei Schade, daß er nämlich seine richtigen theoretischen Einsichten bisher noch nicht genügend zeichnerisch umgesetzt hat. Doch er ist ja erst am Beginn, deshalb lasset uns hoffen.



Harald Wessel

Ein Neuerervorschlag für die Weihnachtsbescherung

Das ist sicher: „Magazin"-Leser glauben nicht mehr an Klapperstorch und Weihnachtsmann. Sie wissen, woher die kleinen Kinder kommen und daß Weihnachtsgeschenke nicht vom Himmel fallen. Was zum Fest beschert werden soll, muß vorher gekauft werden und vor dem Kauf hergestellt worden sein. Weihnachtsgeschenke sind Produkte unseres gemeinsamen Schaffens. Und deshalb schlagen wir vor, von nun an den Produzenten eine besondere Freude zu bescheren.

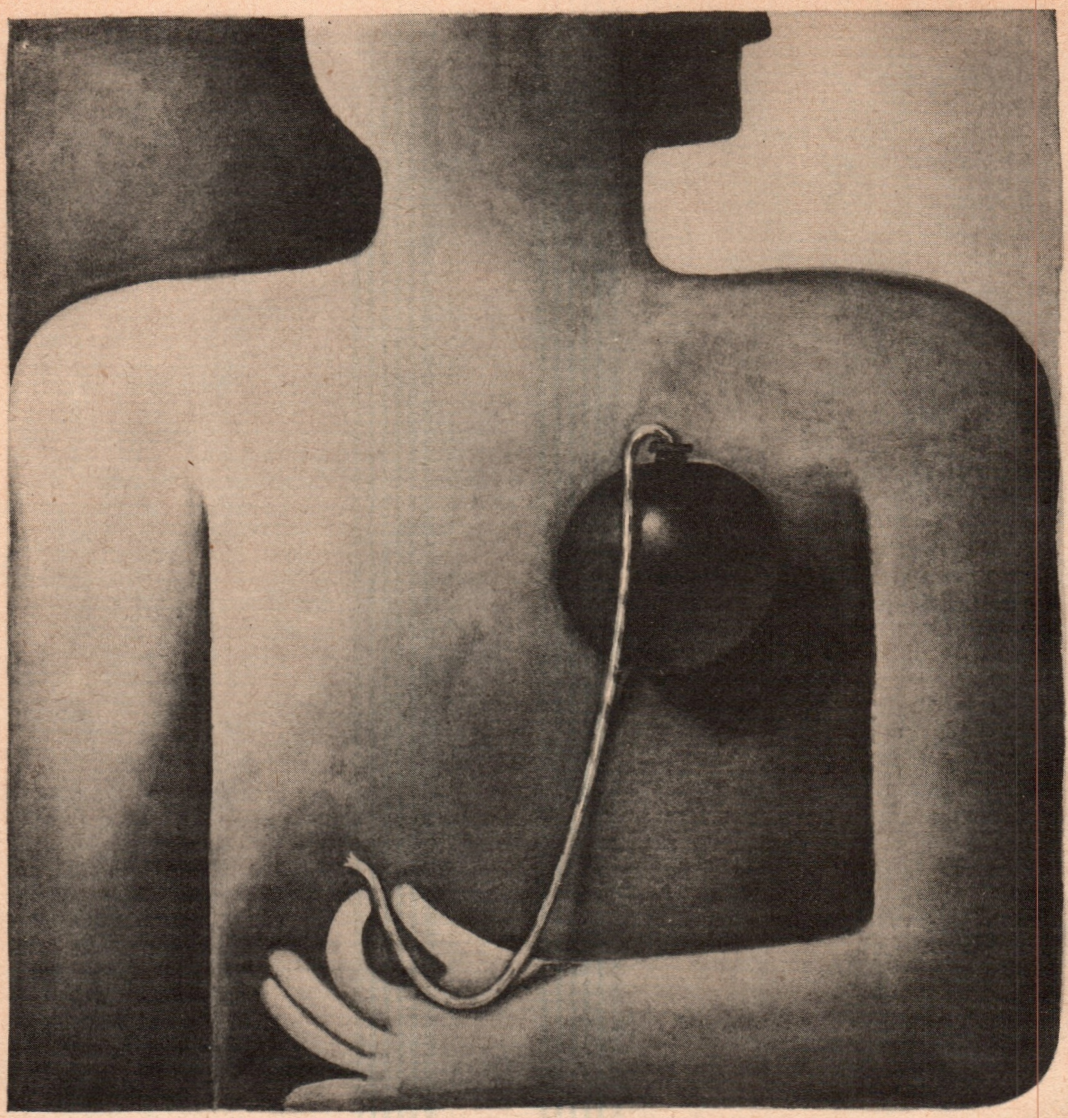
Ein Thermometer hat mich auf die Idee gebracht. Es fiel mir im Laden auf, weil es überraschend gut aussieht: orangefarbig, blaue Steigflüssigkeit und eine kräftig schwarze Gradskala. Auf diesem Außenthermometer kann man die Temperatur gut erkennen, ohne das Fenster öffnen und sich den Hals verrenken zu müssen. Und das für 10 Mark 20! Ich wollte den Produzenten des nützlichen Schmuckstücks einen Dankesbrief schreiben, ein Lob für den Designer, den geistigen Urheber der modernen Form des Erzeugnisses, eine Anerkennung für den Betriebsleiter, der den Mut hatte, das neue Erzeugnis zu produzieren, ein Dankeschön an die Arbeiterinnen, die das Meßgerät in guter Qualität montierten und sorgsam verpackten. Solch ein Brief schien mir schon deshalb angebracht, weil in dem Geschäft ein gutes Dutzend anderer Thermometer hingen, die altmodisch aussahen, auf denen die Temperatur schwer ablesbar war und deren Temperaturangaben im gleichen Raum bis zu drei Grad voneinander abwichen.

Den Dankesbrief konnte ich allerdings nicht schreiben. Der Herstellerbetrieb hatte sich auf dem Karton mit einem schlichten Stempel nur unvollkommen kenntlich gemacht: „VEB TWS Nr. 5030a 61 92 900 01 01 EVP 10,20 M orange". Ich weiß wirklich nicht, welcher VEB mit welcher Adresse sich hinter den Zahlen und Buchstaben verbirgt. Einem sehr gut aussehenden und preiswerten Wecker, den ich vor einigen Wochen kaufte und bei dem der Stundenzeiger schon nach zwei Tagen abfiel, lag immerhin ein „Garantieschein" mit der Adresse „VEB Uhren- und Maschinenkombinat Ruhla, 5906 Ruhla" bei. Sogar das Herstellerdatum war mit 7. März 1976 angegeben. Doch den Namen des Formgestalters der Uhr, bei dem ich mich hätte bedanken können, suchte ich ebenso vergeblich wie den Namen des Gütekontrolleurs, bei dem ich mich hätte beklagen wollen. Man kauft ja eine Uhr, um die Zeit zu erfahren und nicht, um irgendwelche Vertragswerkstätten kennenzulernen.

Was das alles mit dem Neuerervorschlag für die Weihnachtsbescherung zu tun hat? Ganz einfach: Dank dem in unserem Lande steigenden materiellen Wohlstand liegen gerade auf den Weihnachtstischen vielerlei Erzeugnisse aus eigener Produktion, solche von bester Qualität und solche von weniger guter Qualität. Warum sollen wir eigentlich das konkrete Wissen um die Qualität der Dinge, unsere Freude über die gelungenen Produkte und unseren Ärger über Erzeugnisse mit Mängeln nur für uns behalten? Die Produzenten müssen es erfahren! Und zwar möglichst ganz persönlich: die Arbeiter, die Meister, die Gütekontrolleure, die Konstrukteure, die Formgestalter und die Leitungskräfte der betreffenden Betriebe.

Seit langem kennen wir die Losung „Meine Hand für mein Produkt". Die Konsequenz dieses persönlichen Qualitätsversprechens besteht darin, daß die Namen der an der Herstellung eines Erzeugnisses beteiligten Personen dem Käufer des betreffenden Produktes zugänglich sein müssen, damit er ihnen danken oder sich bei ihnen beklagen kann. Gewiß, die moderne arbeitsteilige Produktion erschwert den unmittelbaren Kontakt zwischen den Nutzern eines Erzeugnisses und allen jenen einzelnen Menschen, die an seiner Herstellung beteiligt waren. Dennoch müssen die wichtigsten einzelnen Produzenten nicht anonym bleiben. Mit der Arbeitsteilung haben sich auch die Kommunikationsmittel entwikkelt. Der Händedruck, mit dem sich früher ein zufriedener Kunde bei seinem Möbeltischler persönlich bedankte, läßt sich heute ebenso anspornend durch eine Postkarte, ein Schmucktelegramm, ein Fernschreiben, einen Telefonanruf oder sogar durch eine Fleurop-Sendung ersetzen. Solche lieben Grüße vom Verbraucher wirken oft Wunder!

In diesem Lande sind alle arbeitenden Menschen letztlich sowohl Produzenten als auch Konsumenten. Als solche miteinander in noch engere Beziehung zu treten ist ein Ausdruck jener wirklichen Freiheit, die erst in unserer Gesellschaft möglich wurde, jener Freiheit, von der Karl Marx im „Kapital" schrieb, sie bestehe darin, „daß die assoziierten Produzenten ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre *gemeinschaftliche Kontrolle* bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den, ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn".



Der **HERZINFARKT** Schicksal oder Sühne?

Von Dozent Dr. sc. med. Arno Hecht

Wer hat nicht schon geglaubt, aus verschmähter Liebe an gebrochenem Herzen zu sterben. Doch — Amor sei Dank! — der Heilungsprozeß verläuft in der Regel rasch, und der so heftig „Erkrankte" erhält die Chance, es erneut zu versuchen. Mancher wird so, von früher Jugend bis ins hohe Alter, mehrmals Opfer dieser erfreulichen „Krankheit".

Ganz anders schaut es mit der Krankheit aus, mit der wir uns hier auseinandersetzen wollen und die die Wissenschaft als chronisch-ischämische Herzkrankheit bezeichnet. Sie betrifft vorwiegend das Herz des sogenannten starken Geschlechts, und dabei kann man tatsächlich und im wahrsten Sinne des Wortes an gebrochenem Herzen sterben.

Da kennen wir den aktiven, lebensbejahenden Mann in den besten Jahren (hier trifft dann die

Illustration: Jens Prockat

etwas bissige Bemerkung zu, daß bei ihm die guten Jahre schon vorüber sind), der sich am Sonntag rasiert, plötzlich unwohl fühlt und aus scheinbar voller „Gesundheit" tot an der Badezimmerschwelle zusammenbricht. Die Untersuchung des Herzmuskels ergibt an diesem selbst keine Veränderungen. In einem anderen Fall zeigt die feingewebliche Untersuchung bei gleicher, beschwerdefreier Vorgeschichte und tödlichem Ausgang eine ausgedehnte Vernarbung des Herzmuskels. In einem dritten Fall schließlich haben wir den schon lange Zeit kranken Patienten vor uns. Er wird von kardialen Beschwerden geplagt, und plötzlich tritt ein hinter dem Brustbein lokalisierter Schmerz auf, der charakteristischerweise in den linken Arm ausstrahlt und mit einem schweren Angst- und Vernichtungsgefühl gekoppelt ist. Trotz ärztlicher Behandlung kann der Tod eintreten, und am Herzmuskel finden sich ausgedehnte Gewebsuntergänge frischer Natur: der Herzinfarkt. Das Gemeinsame dieser im klinischen Erscheinungsbild und im Befund am Myokard (Herzmuskel) unterschiedlichen Fälle ist in der Herzkranzarterienverkalkung, der Koronararteriensklerose, zu sehen. Die beschriebenen Befunde gehören zum Bild der chronisch-ischämischen Herzkrankheit, von der wir in Rundfunk und Presse und in vielen Fachartikeln bestätigt bekommen, daß sie in allen hochindustrialisierten Ländern an Häufigkeit zu- und einen geradezu epidemischen Charakter angenommen hat.

Wie kommt es zu dieser Krankheit, wie verläuft sie, und was können wir gegen sie unternehmen? Bei jährlich 100 000 Menschen in unserem Land, die an den Folgen einer Herz-Kreislauf-Krankheit sterben — das bedeutet: jeder zweite Todesfall ist auf eine solche zurückzuführen —, erkranken 25 000 an einem Herzinfarkt. Dieser wird von 50—60 Prozent der Betroffenen nicht länger als vier bis sechs Wochen überlebt. Hinzu kommen die Fälle chronisch-ischämischer Herzkrankheit, bei denen die Betroffenen ohne das Bild des Infarktes am Versagen des Herzens sterben. Weiter gehören zu den Herz-Kreislauf-Krankheiten der Bluthochdruck sowie Durchblutungsstörungen im Gehirn und an den Beinen, wobei all diese Krankheitsbilder in einem engen Zusammenhang stehen. Angeborene und erworbene Herzfehler spielen demgegenüber zahlenmäßig eine untergeordnete Rolle. Herz-Kreislauf-Krankheiten verursachen in der DDR jährlich etwa 16 Millionen Arbeitsunfähigkeitstage, und sie stehen auch an der Spitze aller Frühinvalidisierungen, das heißt der Fälle, da Menschen vor Erreichung des Rentenalters aus dem Arbeitsprozeß ausscheiden müssen. Somit kann kein Zweifel an der individuellen wie an der gesellschaftlichen Bedeutung dieser Leiden bestehen.

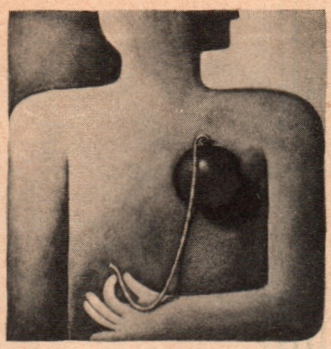
Sich damit zu befassen ist um so dringlicher, als in unserer schnellebigen Zeit die Menschen für alles Zeit finden, nur nicht für ihr höchstes Gut, die Gesundheit. Nur ihr Mangel — und das ist ähnlich wie beim Geld — wird im wahrsten Sinne des Wortes schmerzlich empfunden. Hinzu kommt, daß die Irrtümer der Jugend und die Versäumnisse des reiferen Alters so leicht von der Hand gehen, weil man ihre negativen Auswirkungen vielfach nicht unmittelbar spürt. Sie machen sich erst zu einer Zeit bemerkbar, da die Jugendsünden längst vergessen sind beziehungsweise man sich ihrer nur noch mit Wohlgefallen erinnert. Ein äußeres Leiden ist leicht erfaßbar; der häufig besorgniserregende Zustand unseres Gefäßsystems dagegen entzieht sich der unmittelbaren Sicht. Wenn es dann soweit ist, hoffen viele durch eine Pille den alten Zustand wieder herstellen zu können. Unwissenheit, Verdrängung des Unangenehmen aus dem Bewußtsein und Bequemlichkeit — daran sterben mehr Menschen, als allgemein angenommen wird.

Das eben Gesagte gilt in vollem Umfang für die Herz-Kreislauf-Krankheiten. Ihre Bekämpfung ist kein Problem irgendeiner Pille, sondern eine Frage der Verantwortung und aktiven Mitarbeit jedes Menschen. Gerade bei den Herz-Kreislauf-Krankheiten im allgemeinen und der chronisch-ischämischen Herzkrankheit im besonderen steht der enge Zusammenhang zwischen falscher Lebensweise und Erkrankung außer Frage.

Diese Krankheiten lassen sich nur vermeiden, wenn wir auf manch liebgewordene Dinge wie die Zigarette, die fetten Bratkartoffeln und die Konfektschale neben dem Fernsehsessel verzichten. Manch einer schämt sich, zu den Gesellen mit verlängerter Stirn zu gehören, die allwöchentlich im Laufschritt die Natur durcheilen. Es ist ja auch bequemer, sonnabends früh im Bett zu liegen als sich die Laufschuhe anzuziehen. Aber gerade um diese Aktivität geht es; denn der Herzinfarkt ist nicht Schicksal, sondern Sühne für Versäumnisse, die wir uns selbst zuzuschreiben haben.

Versuchen wir einmal, die Entstehungsweise der chronisch-ischämischen Herzkrankheit und ihrer wichtigsten Komplikation, des Herzinfarktes, zu erläutern. Wenn der Herzinfarkt in der Vielzahl der Fälle auch ein plötzliches und unerwartetes Ereignis darstellt, so gehen ihm doch langzeitige Veränderungen voraus. Wir fassen die chronisch-ischämische Herzkrankheit als einen Prozeß auf, der in zwei Etappen verläuft. Die erste spielt sich unerkannt im Dunklen ab und ist durch das Entstehen und allmähliche Fortschreiten der Koronararteriensklerose gekennzeichnet. Die zweite Etappe verläuft kurzfristig und ist auf eine negative Sauerstoffbilanz des Herzmuskels zurückzuführen, das heißt ein Mißverhältnis zwischen Sauerstoffbedarf und -angebot.

Die Koronararteriensklerose ist mitunter bereits bei 20jährigen zu beobachten. Diese Gefäßerkrankung ist als die Folge einer Stoffwechselstörung der Gefäßinnenschicht zu betrachten, die mit Zellwucherungen, Ablagerungen von Fettsubstanzen (Cholesterin) und Eiweißen einhergeht sowie mit einer Anlagerung von Blutplättchen und Fibrin.



Außerdem finden sich Kalkablagerungen, die zu der Bezeichnung Herzkranzarterienverkalkung geführt haben. Die Gefäßwand wird durch diese Prozesse starrwandig und das Lumen eingeengt. Häufig bilden sich Geschwüre, auf denen sich Blutgerinnsel ablagern, die das Gefäßlumen völlig oder teilweise verschließen. Die Folge ist eine Minderdurchblutung des Herzmuskels, die sich klinisch unter dem Bild der Angina pectoris (Bösartige sagen auch „speck„toris) zu erkennen gibt. Die Störung des Gleichgewichtes zwischen Sauerstoffbedarf und -angebot löst den ischämischen (Durchblutungs-) Schaden aus. Die Ursachen können sowohl in einem vermehrten Sauerstoffbedarf wie auch in einem verringerten -angebot liegen.

Die Koronararteriensklerose ist also die entscheidende Voraussetzung für die Entstehung eines Herzinfarktes. Seine erfolgreiche Bekämpfung setzt deshalb die erfolgreiche Beherrschung dieser Gefäßkrankheit voraus. Leider wissen wir über ihre Entstehung im einzelnen noch zuwenig, um ganz gezielt vorgehen zu können. Doch besitzen wir wichtige Anhaltspunkte.

So geht die Arteriosklerose und damit die chronisch-ischämische Herzkrankheit häufig mit hohem Blutdruck einher. Auch dieser verläuft in seinen Anfangsstadien vielfach unerkannt. Bei seiner Entstehung spielt der Streß in seinen mannigfaltigen Formen eine wichtige Rolle. So hat man zum Beispiel festgestellt, daß intensive Lärmbelästigung den Blutdruck ansteigen läßt. Unbewältigte psychische Konfliktsituationen spielen eine wichtige Rolle ebenso wie eine ständige berufliche Überforderung. Ohne damit Analogien zum Menschen herzustellen, konnte gezeigt werden, daß Affenmännchen mit einem Hochdruck reagieren, wenn man ihnen ihre Weibchen streitig macht.

Doch ist zu beachten, daß der Streß nicht an sich krankheitsverursachend wirkt, sondern nur, wenn er die Anpassungsmöglichkeiten des Organismus überschreitet. Was für den einen Stimulus zu hoher Leistung ist, kann für den anderen den Beginn der Krankheit darstellen. Das sollten Leiter erkennen. Insofern ist wissenschaftliche Arbeitsorganisation nicht nur eine Frage der Ökonomie, sondern auch der Gesundheit. Fehlernährung durch überhöhte Zufuhr tierischer Fette mit Erhöhung des Blutcholesterins ebenso wie der Diabetes mellitus (Zukkerkrankheit) und physische Inaktivität spielen neben dem Bluthochdruck eine wichtige Rolle bei der Entwicklung einer Arteriosklerose. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von Risikofaktoren.

Es muß vermerkt werden, daß nicht jeder Mensch, der Risikofaktoren ausgesetzt ist, auch krank werden muß (der Opa, der mit 80 noch raucht und sich bester Gesundheit erfreut). Auf der anderen Seite kennen wir den Kollegen, der brav sein Kräutlein am Waldesrain pflückt und auch sonst ein geruhsames Leben führt und trotzdem vor der Zeit am Herzinfarkt verstirbt. Beide Beispiele sprechen nicht gegen die Risikofaktoren und ihre Bedeutung, sondern nur dafür, daß diese individuell unterschiedlich wirken, in Abhängigkeit vom Reaktionsvermögen des Organismus. Da wir gegenwärtig im Einzelfall nicht voraussagen können, wer einen Risikofaktor unbeschadet übersteht und wen er umwirft, ist es am besten, ihn ganz zu meiden. Dies ist nicht im Sinn der Askese gemeint, sondern als Hinweis, die Freuden des Lebens in Maßen zu genießen und nicht in Massen.

Es besteht übrigens berechtigter Grund zu der Annahme, daß die Voraussetzungen für die unterschiedliche Anfälligkeit der Menschen gegenüber Risikofaktoren bereits während der Schwangerschaft und der früh-kindlichen Entwicklung gesetzt werden. Falsche Lebensgewohnheiten werden nicht angeboren, sondern anerzogen, und der kindliche Organismus ist noch verformbar, in dieser wie in jener Richtung.

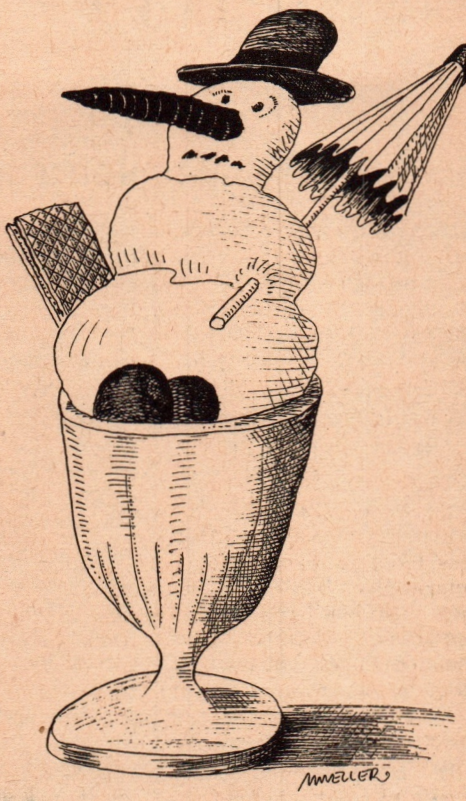
Bei der Auslösung des Herzinfarktes spielen neben der Thrombose (Festwerden von Blut) vor allem das Rauchen, der psychische Streß und die unangemessene physische Überbelastung eine wichtige Rolle. Auch Rauchergewohnheiten werden bereits im Kindes- und Jugendalter anerzogen, sei es durch das negative Beispiel rauchender Eltern, Lehrer, Erzieher oder älterer Arbeitskollegen. Die Bedeutung des Rauchens — beziehungsweise seiner Aufgabe — wird dadurch unterstrichen, daß die Infarkthäufigkeit von Exrauchern der von Nichtrauchern entspricht. Beim Rauchen entsteht unter anderem das toxische Kohlenmonoxid, das die roten Blutkörperchen blockiert, so daß diese keinen Sauerstoff transportieren können. Weiter: das Rauchen steigert den Sauerstoffbedarf des Herzens und führt gleichzeitig dazu, daß das Herz den vermindert angebotenen Sauerstoff ineffektiv nutzt. Die Ursachen für die besorgniserregende Zunahme des Herzinfarktes vor allem bei Männern mittleren Lebensalters sind somit weitgehend in veränderten, gesundheitsschädigenden Lebensgewohnheiten zu suchen.

In Erkenntnis dieser Zusammenhänge wurde auf dem IX. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands festgelegt, daß die Bekämpfung der Herz-Kreislauf-Krankheiten, und hier vor allem der chronisch-ischämischen Herzkrankheit und des

Bluthochdruckes, eine Schwerpunktaufgabe medizinischer Forschung und Praxis ist. Aus diesem Grund existiert ein Forschungsverband Herz-Kreislauf-Krankheiten, in dem Wissenschaftler aus Hochschuleinrichtungen, der Akademie der Wissenschaften und dem staatlichen Gesundheitswesen zusammenarbeiten. Deshalb finden regelmäßig Beratungen der Kreis- und Bezirkskardiologen statt und existieren an vielen Krankenhäusern Intensivtherapiestationen, denen Patienten mit Herzinfarkt zugeführt werden. Deshalb auch wird „Cama" produziert. In unserem Kur- und Bäderwesen werden in größerem Umfang Plätze zur Rehabilitation von Infarktpatienten bereitgestellt und unter ärztlicher Aufsicht Trainingsgruppen gebildet. Ziel ist es, den Patienten rasch ihre Leistungsfähigkeit zurückzugeben und sie wieder in den Arbeitsprozeß einzugliedern. So soll die vorzeitige Invalidisierung vermieden werden, die beim komplikationslosen Verlauf des Herzinfarktes keineswegs unausweichlich ist. Dem Ziel der erfolgreichen Bekämpfung der genannten Krankheiten dient nicht zuletzt die enge Forschungskooperation mit der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern.

Aber der Kampf gegen die Herz-Kreislauf-Krankheiten und den Herzinfarkt kann, vor allem unter dem Aspekt der Verhütung, nicht nur Aufgabe der Gesellschaft sein. Wie bei kaum einer anderen Krankheit hat jeder die Möglichkeit, an ihrer Bekämpfung mitzuwirken. Das beginnt mit einer vernünftigen Ernährung der Kinder und ihrer Erziehung zu einer gesunden Lebensweise; denn was im Kindesalter versäumt wird, ist später kaum wiedergutzumachen. Da ist der Auffassung entgegenzutreten, daß das Kind gemästet werden müsse, damit es schön groß und stark wird — es wird nur fett. Was wahrscheinlich noch viel bedeutsamer ist: es ist für sein zukünftiges Leben stoffwechselgeschädigt und gegenüber Risikofaktoren empfänglich.

Da sollte entschieden der Zigarette ade gesagt werden. Es sollten die Möglichkeiten regelmäßiger körperlicher Betätigung in einer Ausdauersportart (Schwimmen, Langstreckenlauf, Radfahren und im Winter Skilauf) genutzt werden. Mit der Meilenbewegung sollte man beginnen, aber dann steigern und nicht nachlassen. Hierdurch wird das Kreislaufsystem trainiert. Es ist bekannt, daß das Kreislaufsystem eines trainierten 60jährigen dem eines untrainierten 40jährigen entspricht; und ein trainierter Organismus ist widerstandsfähiger gegen Herz-Kreislauf-Krankheiten. Es kann nicht einfach darum gehen, das Leben zu verlängern; gerade unter unseren sozialistischen Lebensbedingungen besteht das Ziel darin, seine Qualität zu erhöhen. Dabei kann die Gesellschaft nur helfen und unterstützen. Den entscheidenden Beitrag muß jeder selbst leisten. Denn der Herzinfarkt und die übrigen Herz-Kreislauf-Krankheiten sind in der Mehrzahl nicht das Resultat eines unabwendbaren Schicksals, sondern das Ergebnis falscher Lebensgewohnheiten und mangelnder Einsicht.



Zeichnung: Andreas J. Mueller

(Aus „The New Yorker")

»Hundert Prozent total«

Ein Venezianer in Berlin — EZIO TOFFOLUTTI, Bühnenbildner an der Volksbühne

Plötzlich wurde er bekannt. Denn wer 1972 beim Volksbühnen-SPEKTAKEL NO. I „Das letzte Paradies" von André Müller (Regie: Benno Besson) erlebte, wollte unbedingt wissen, wer zu diesem Stück das Bühnenbild gemacht hat. Es verriet Originalität, Phantasie, auch Mut zu satirischer Überspitzung. Auf dem Programmzettel stand: Ezio Toffolutti.

Gespielt wurde hinter dem Eisernen Vorhang. Der bisher ungewohnte Aufführungsort erforderte bisher ungewohnte Gestaltungslösungen, nicht für eine Bühne, sondern für den gesamten Raum. Erstmalig wurde ein fast hautnaher Kontakt zwischen Schauspielern und Publikum praktiziert. Künstliche Palmen standen neben den Zuschauerreihen, die wie Tribünen um den Spiel-Platz angeordnet waren; einer quadratischen, straff gespannten Plane, deren Niveau von null Zentimetern auf eine beliebige Höhe verändert werden konnte. Diese Fläche benutzte man als Bodentuch, Tisch zum Speisen, Gelände im Zoo, als Decke für ein liebestolles Paar oder als Baldachin für die „illustre" Gesellschaft. Da man in den Stoff außerdem mit Reißverschlüssen versehene Öffnungen eingearbeitet hatte, konnten die Akteure innerhalb der Fläche auftreten oder verschwinden. Sie spielten also in, unter, über, neben oder zwischen dem Tuch, überraschten das Publikum mit umwerfend komischen Brustbild- oder Porträtszenen.

Das Ausprobieren neuer theatralischer Mittel fand seine Fortsetzung in den nächsten Inszenierungen und führte zu überzeugender Wirksamkeit, wie beispielsweise in „Margarete in Aix" von Peter Hacks, wo Toffolutti mit einem beweglichen Plafond faszinierende Bühnenräume entstehen ließ, gleichzeitig aber den Zuschauerraum in die Gestaltung mit einbezog (Regie ebenfalls Benno Besson). In Shakespeares „Wie es euch gefällt" wurde die Spielfläche abgegrenzt von einer Wand aus elastischen, im Federprinzip zusammengefügten Plastfolie-Streifen, die sich öffnen und schließen konnten. Möglichkeiten für schnelle Auftritte, denn auf diese Weise konnten die Schauspieler mühelos durch die Wand gehen oder springen. Besson und Toffolutti hatten für eine Inszenierung dieses Stückes am Dramatischen Theater Sofia eine neue Idee: Das Bühnenbild bestand aus herabhängenden Seilen. Sie ließen sich zu einem poetischen Baum winden, zu einer Schaukel knüpfen, konnten Dickicht sein oder schützende Abschirmung. Das mobile Bühnenbild ist „mitwirkend", fördert einen zügigen Ablauf der Vorgänge, unterstützt und aktiviert die Schauspieler, regt die Phantasie der Zuschauer an — wesentliche Prinzipien der Theaterarbeit Toffoluttis.

Ezio Toffolutti, 1944 in Venedig geboren, schloß sein vierjähriges Studium an der Academia delle Belle Arti di Venezia mit einem Diplom als Bühnenbildner ab; während dieser Zeit hatte er (auch als Schauspieler) aktiv an einer Studentenbühne mitgearbeitet. Toffoluttis kräftige, dynamische Handschrift ist bereits in seiner Diplomarbeit, dem Entwurf zu einem modernen Theater, erkennbar. In den folgenden drei Jahren war er Designer und Architekt in Verona, London und an der Elfenbeinküste. Er entwarf Damenschuhe und politische Plakate, Bungalows und Gebäudekomplexe für afrikanische Strandbäder. Bei allem bewies er Vielseitigkeit und Einfallsreichtum, Fähigkeiten also, die nützlich waren für seine künftige Arbeit.

Aber er wollte „Theater machen". So sprach er 1971 bei der Berliner Volksbühne vor und — blieb. Daß er hierher kam, hatte künstlerische und politische Gründe. Er debütierte im Theater im III. Stock mit dem „Eisenwichser" und arbeitete an der Volksbühne bisher außer an den bereits genannten Stücken für Heiner Müllers „Herakles 5" (Regie: Vallentin), Günter Rückerts „Schalmeienstunde" (Regie: Soubeyran), Bertolt Brechts „Der gute Mensch von Sezuan" (Regie: Besson) und „Das schöne grüne Vögelchen" von Carlo Gozzi (Regie: Straßburger/Hering).

Internationalen Erfolg als „eine glückliche Synthese von poetischem und politisch engagiertem Theater" errang beim Festival „Theater der Nationen" in Warschau Pablo Nerudas „Glanz und Tod des Joaquin Murieta", eine Co-Pro-

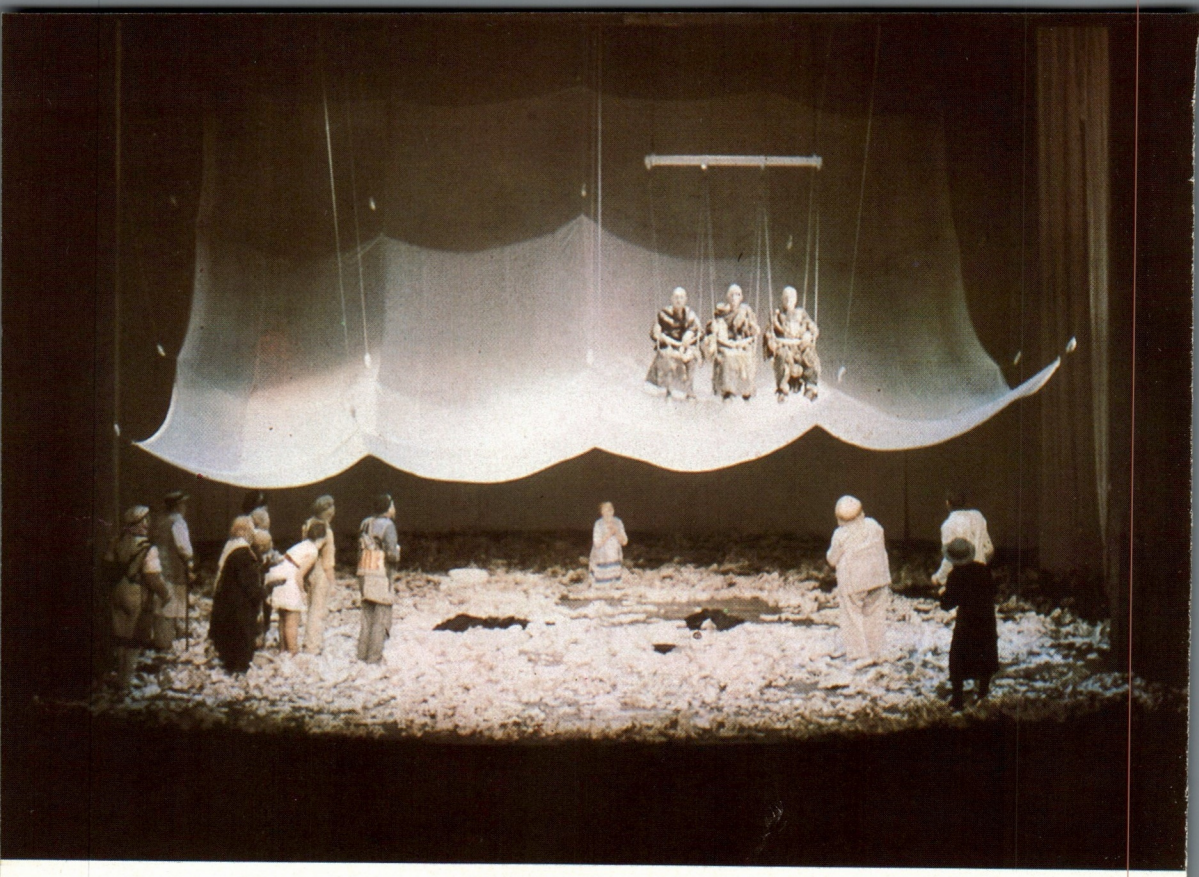
Ezio Toffolutti

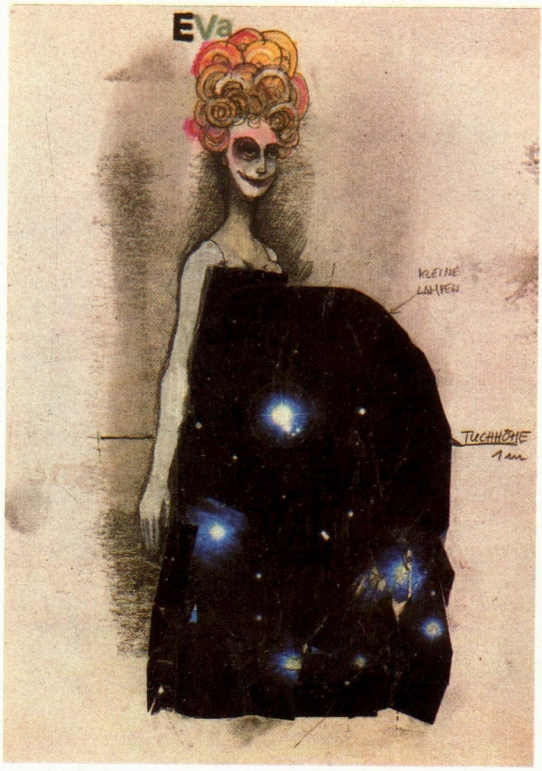
In Nerudas „Murieta" war ein Tuch Bühnenbild, Kostüm und Requisite

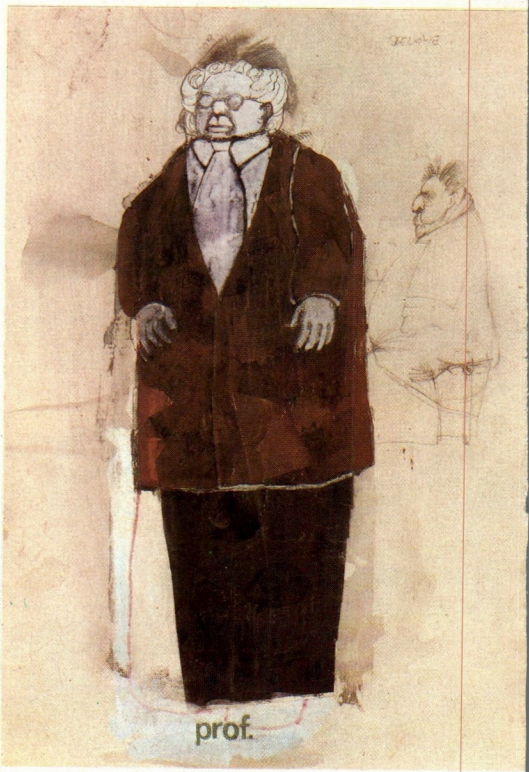
duktion des Deutschen Theaters und der Staatlichen Schauspielschule Berlin (Regie: Erforth/Stillmark). Rings um das auf einem Teppich sitzende Publikum vollzog sich die Geschichte des chilenischen Rebellen. Das Bühnenbild: ein Tuch aus Fallschirmstoff auf Stöcken. „Es verweist auf eine sehr alte Tradition sowohl des japanischen Theaters als auch des Jahrmarkttheaters, wie man es auf einem Bild Brueghels des Jüngeren sehen kann", so Toffolutti. „Das Tuch war gleichzeitig Bühnenbild, Kostüm und Requisite. Die Schauspieler benutzten das Bühnenbild. Uns war es ein großer theatralischer Spaß, die Leinwand zu nehmen und nicht auf ihr zu zeichnen, sondern mit ihr. Mit ihr eine Krippe bauen, den Horizont, ein sterbendes Haus und so weiter. Im Kontrast zu diesem Tuch ein großer, schwarzer Mantel, der zu einem riesigen Monstrum werden konnte, aber auch als Bühnenvorhang oder als Unterschlupf für Verbrecher diente."

Unter „Theater machen" versteht Toffolutti weder das Herausragen eines einzelnen Künstlers oder einiger Stars noch das Neben- oder Gegeneinander verschiedener Stile und Kunstrichtungen. Theater kann nur funktionieren, wenn es von allen — vom Regisseur bis zum Bühnentechniker — als gemeinsamer schöpferischer Prozeß und als gemeinsames Anliegen verstanden wird. Ezio Toffolutti lehnt Leute ab, die unter dem Deckmantel eines guten Namens Mittelmäßiges tun, begreift nicht, daß jemand Anweisungen ausführt, ohne produktiv mitzudenken. Er verwendet häufig die Formulierung: „Hundert Prozent total". Das offenbart eine Haltung, die keine Halbheiten zuläßt. Was zählt, ist das volle Engagement.

Anne Braun




Eva
KLEINE LAMPEN
TUCHHÖHE
1 m


prof.

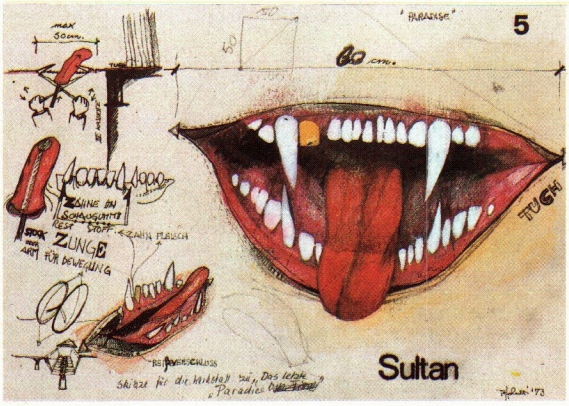
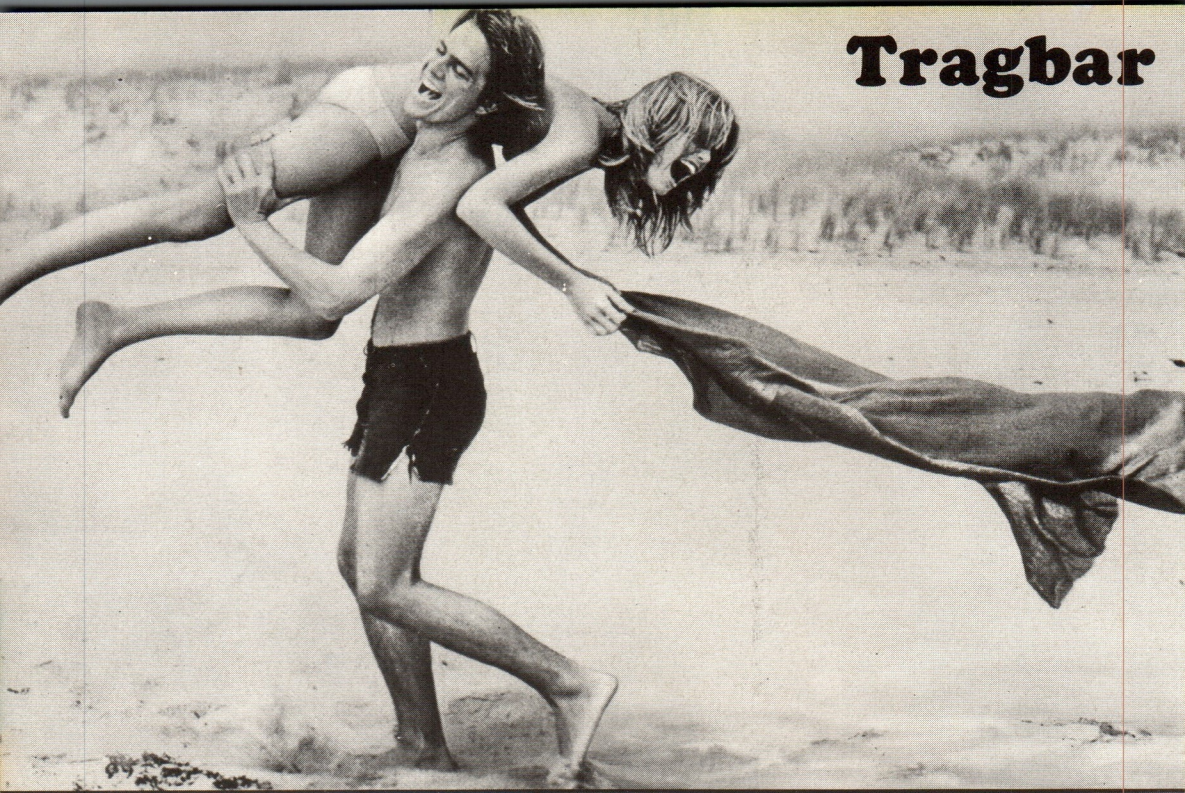
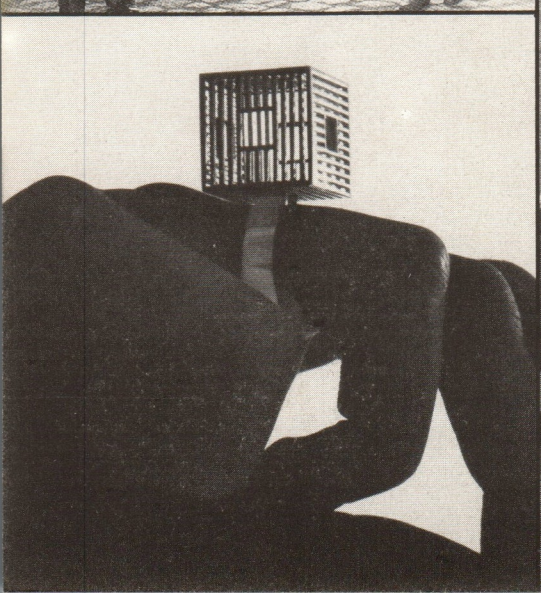


Bild oben links:
„Der gute Mensch von Sezuan", Volksbühne Berlin. Ein großes Tuch macht eine schnelle Verwandlung des Bühnenraumes möglich
Bild oben rechts:
„Wie es Euch gefällt", Nationaltheater Sofia. Herabhängende Seile, die sich während des Spiels in einen Wald, einen Baum, eine Schaukel und ähnliches verwandeln lassen, sind das Bühnenbild
Bilder unten:
Drei Figurinen und eine Theaterplastik von Ezio Toffolutti zu André Müllers „Das letzte Paradies" in der Volksbühne Berlin

Tragbar





Wo die Kinder zur Schule reiten

Im 55. Jahr der Mongolischen Volksrepublik

Kann sich der Mitteleuropäer, der in der Großstadt aufgewachsen ist, in einer Welt aus Beton und Glas, mit lärmenden Bahnen und Autos, luftverpestender Industrie, Geschäften mit reichem Angebot, Dienstleistungen und Bequemlichkeiten aller Art, den Alltag eines mongolischen Araten (Viehzüchters) vorstellen, der in einer Jurte lebt, mitten in der Steppe oder Wüste, Dutzende Kilometer entfernt von der nächsten menschlichen Behausung?

Ein Gebiet, so groß wie der größte Teil von Westeuropa, mit einer Bevölkerung von 1 1/2 Millionen Menschen, mit wenigen Straßen und Schienenwegen, das sich erst vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert aus dem Zustand feudaler Rückständigkeit zu erheben begann; und das heute dennoch bereits auf die Höhe unserer Zeit gestiegen ist — so entdeckte ich auf einer Reise die Mongolische Volksrepublik.

In zehnstündiger Fahrt brachte mich die Eisenbahn aus Ulan-Bator nach Sain-Schand, dem Gebietszentrum der Ostgobi. Von dort aus ging die Fahrt weiter mit dem Jeep, direkt in die Unendlichkeit. Wir waren zu fünft, unterhielten uns, schwiegen, summten oder pfiffen Liedchen vor uns hin, und der Wagen rollte, hüpfte, schaukelte über Löcher und Gräben, über Gras und Stein. Die „Autobahn" in diesen Gebieten ist nicht ganz das, was wir von zu Hause gewöhnt sind: hier und da tauchen Feldwege auf, verschwinden wieder; ansonsten fährt man ohne Wege, ohne jegliche Markierungen. Wie sich ein Kraftfahrer hier zurechtfindet, ist ein Rätsel.

Unser Chauffeur war erfahren und zuverlässig. Und doch — einmal blieb er plötzlich stehen. Am blauen Himmel schien die Sonne, hoch oben trällerte eine Lerche, ein Murmeltier pfiff irgendwo im Gras, in der Ferne sauste, in eine Staubwolke gehüllt, ein Rudel Antilopen vorüber. Kamele scharten sich um uns, blickten uns verwundert an und kauten pausenlos. Wie auch die Pferde, Schafe und Ziegen, ziehen die Kamele tagelang, wochenlang selbständig durch das Land. Sie wissen, wo sie Wasser finden und gegebenenfalls Schutz gegen Kälte und Wind.

Die Stille war so gewaltig, daß es in den Ohren summte. Wir saßen da, noch stand die Sonne hoch am Himmel; aber es war schon Nachmittag. Der Fahrer hatte auf einmal vergessen, ob er an jener Stelle nach links oder nach rechts abbiegen mußte. Er wollte nur ein wenig nachdenken, es würde ihm schon einfallen. Ich hatte noch etwas Vorrat mit — einige Gläser Kindernahrung und zwei Flaschen warm gewordenes „Bonbonwasser", das ich in Ulan-Bator für ziemlich viel Geld gekauft hatte. Statt Besteck benützten wir — meinen Schuhlöffel und teilten alles brüderlich.

Plötzlich wurde mir die Lage bewußt: Wenn dem Fahrer nun nicht einfallen würde, ob er nach links oder nach rechts fahren müßte? Tankstellen, Kioske oder Geschäfte gab es hier weit und breit nicht. Und begegnet waren wir, außer Tieren, den ganzen Tag über noch niemandem. Auf meine Frage, wie tief denn hier wohl das Grundwasser wäre, wurde beiläufig geantwortet: „Vielleicht 10 Meter, vielleicht mehr..." Ich kratzte unauffällig mit meinem Schuhlöffel auf der ausgedörrten Erde; sie war steinhart! Hier könnte man wochenlang buddeln. Dann stocherte der Fahrer mit einem Autowerkzeug im Boden — und gelangte anscheinend zu einer ähnlichen Schlußfolgerung, denn er sagte: „Benzin habe ich noch, ein Gewehr auch. Man könnte ja etwas schießen..." Ich dachte daran, daß bald die Sonne untergehen und es sehr kalt werden würde; daß sich irgendwann Durst und Hunger einstellen müßten; daß hier vielleicht den ganzen Monat lang niemand vorüberkommen könnte. „Wie lange der Mensch wohl so leben kann?..."

Unterwegs hatten wir öfter gemeint Wasser zu sehen, aber als wir näher kamen, lag nur die dürre Steinwüste vor uns. „Mirage" nannte man das, eine Luftspiegelung. Und als wir dann wirklich an ein Wasser kamen, war es umhüllt von einer Wolke entsetzlichen Gestanks: ein sumpfiger Salzsee. Immer wieder waren Tiere dorthin gegangen, um zu trinken und dann im Sumpf versunken. Diese Sümpfe sind allerdings ein Paradies für Ausgrabungen. Sie enthalten Zeugnisse längst vergangener Zeiten.

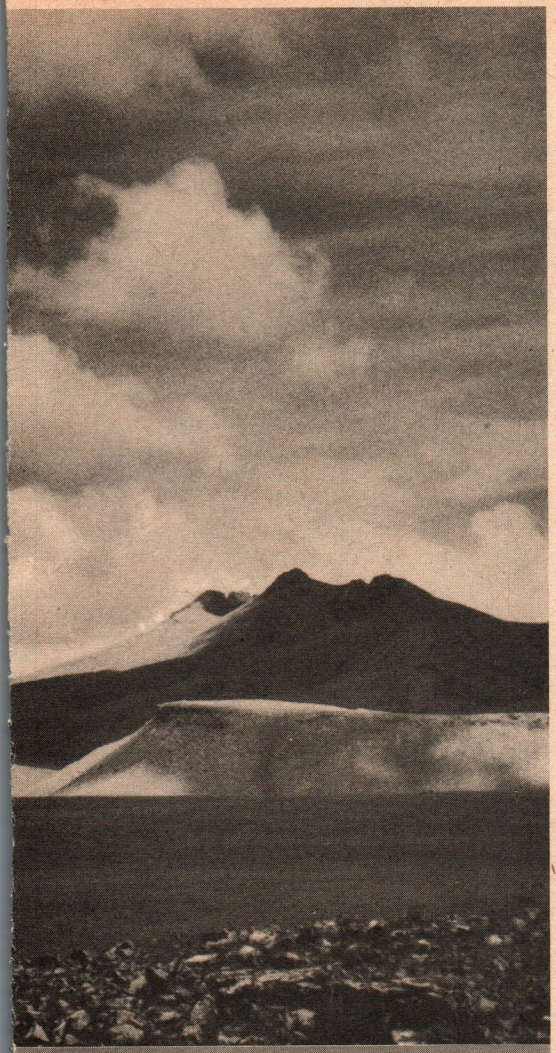
Ich wühlte mit der Hand im Sand und hing düsteren Gedanken über die nächste Zukunft nach. Plötzlich sah ich auf der Erde etwas glitzern. Ein Diamant? Nein, ein wertvoller Halbedelstein! „Davon gibt es hier jede Menge", wurde mir gesagt.

Jahrtausendelang war diese Erde unberührt geblieben. Die Menschen lebten fast ausschließlich vom Fleisch und von der Milch der Tiere, mit denen sie durch die Weidegründe zogen. Die Lamas — bis vor der Revolution 40 Prozent der männlichen Bevölkerung des Landes, da jede Familie zumindest einen Sohn an das Kloster abgeben mußte — waren treue Helfer der herrschenden Schichten. Sie unterdrückten die Araten, nahmen sie aus, hielten sie in Unwissenheit und Aberglauben. Das Bearbeiten des Bodens, so sagten sie, würde den Zorn der Götter reizen. Und so wurde erst vor rund zwanzig Jahren ernsthaft mit der Urbarmachung des Bodens begonnen, zumeist fruchtbare Schwarzerde, und mit der Hebung der Schätze, die er in reichem Maße birgt. Das Gebiet am Chalchin Gol, das Simonow in „Waffengefährten" noch

◀ Blick auf Ulan-Bator

Wenn auch Motorfahrzeuge, in erster Linie Jeeps und Krafträder, auf dem Vormarsch sind — das Pferd bleibt außerhalb der Städte das Verkehrsmittel Nummer 1

Der Mongole versteht seine Jurte bequem einzurichten und tauscht sie nur zögernd gegen eine Neubauwohnung städtischen Typs ein



Diese „Jurte" im Zentrum von Ulan-Bator (rechts im Bild) allerdings ist — eine moderne Kaufhalle in einer modernen Großstadt

als kahle Einöde beschrieben hat, wurde mit Hilfe sowjetischer Komsomolbrigaden in einen blühenden Obstgarten verwandelt. Wie Riesenteppiche liegen goldene Weizenfelder oder aufgepflügtes Land inmitten der grenzenlosen Steppe.

„Ich höre einen Hund bellen!", sagte plötzlich jemand. Aber ich vernahm nur die rauschende, große Stille. „Du hörst Miragen!" „Nein, ganz bestimmt hat es gebellt."

„Das muß aber kein Hund sein, vielleicht war es ein Wolf, oder eine Hyäne!", meinte der Fahrer. (Sie sprachen russisch, so daß ich am Gespräch teilnehmen konnte. Sehr viele Menschen sprechen gut russisch in der Mongolei, die Kinder lernen es als Pflichtfach ab der 4. Klasse.) Der Fahrer ging zum Wagen, nahm sein Gewehr und überprüfte es. Für alle Fälle. „Schöne Aussichten!" ging es mir durch den Kopf.

Wir stiegen ein und fuhren dem angeblichen Bellen entgegen; eine halbe Stunde, noch zehn Minuten. Es wurde dunkel. Am Himmel stand eine silberne Mondsichel. In ihrem Licht sah ich ein kleines Tier vorüberhuschen. Die Scheinwerfer des Jeeps stachen grell in die Nacht. Wir blieben stehen — und nun hörte auch ich ein deutliches Bellen; kein Zweifel, das war ein Hund.

Wir fuhren weiter und da — weit weg, am Horizont, tauchten zwei kleine helle Fleckchen auf: Jurten; Menschen...

Weit trägt die kristallklare Luft jedes Geräusch durch die Ebene; auch die Sicht reicht bis zu achtzig Kilometern. Mit dem Feldstecher konnten wir an einem Tag ganz deutlich die Wachen an der chinesischen Grenze erkennen.

Als wir ausstiegen, war es kalt. Die beiden Jurten standen an einem Brunnen, der an eine Kanone erinnerte. Erst später sah ich, daß dort auch eine Rinne war, mit klarem, eiskaltem Wasser. Ein Kamel, das von seinem Herrn im Kreise geführt wurde, betätigte die Pumpe.

Die Jurte hatte einen Vorbau, in dem sich Wasser zum Trinken und Waschen befand. Seit Beginn der mongolischen Geschichte ist diese leicht transportierbare Struktur die Behausung der Mongolen gewesen; in weniger als einer Stunde können zwei Männer sie aufbauen; zwei Pferde oder Kamele können sie tragen. Auf einem zerlegbaren runden Holzboden liegen weiche Teppiche und Felle. Das leichte, ebenfalls zerlegbare Holzskelett wird mit Filz bedeckt — im Winter mit mehr, im Sommer mit weniger Schichten; darüber wird mit Seilen ein Segeltuch befestigt — zum Schutz gegen Nässe. An den Wänden hängen Wandteppiche oder Felle, davor stehen Betten, umgeben von Vor-

hängen aus buntem Stoff, die bei Bedarf zugezogen werden können. Dazwischen — niedrige Möbel für Hausrat, Vorräte, Kleidung und Bücher.

Viele Jurten haben ihre Hausbibliothek. In jener entlegenen Jurte sah ich Bücher der Weltliteratur, in englischer und russischer Sprache, neben mongolischen Büchern. Ein Buch ist seit drei Jahren in jeder Jurte „weiter draußen" obligatorisch; es enthält Grundregeln der Veterinär- und der Humanmedizin, der Kinderpflege und der Hygiene. Eine Penizillinspritze muß jeder Jurtenbewohner verabreichen können, und es ist auch Pflicht, die entsprechenden Mittel in der Hausapotheke zu halten. Das wird streng kontrolliert: der Feldscher, der immer in einem Radius von 30 Kilometern zu finden ist und jederzeit per Sprechfunk gerufen werden kann, paßt genau auf. Einmal in der Woche kommt die Postfrau, zu Pferde, bringt den letzten Klatsch, zusammen mit Büchern, Briefen und Zeitschriften — und sieht mit Argusaugen, ob alles seine Ordnung hat.

Der Vorsitzende einer landwirtschaftlichen Vereinigung im Landkreis Örgön Somon in der Ostgobi — Samdan — kennt jeden der rund 1 000 Bewohner seines „Reiches", das ungefähr so groß ist wie die Schweiz. Auch von den 345, die in Jurten „draußen" verstreut sind, weiß er nicht nur, was und wie sie arbeiten, sondern auch Geburtstag und Familienverhältnisse. Er kann sie auch zu jeder Tages- und Nachtzeit finden, sucht sie oft auf und sieht streng nach dem Rechten.

Einen Russischlehrer fragte ich in Ulan-Bator: „Wie wurde so schnell erreicht, daß die Frauen geachtet werden und die Männer auch im Haushalt mithelfen?" Man muß wissen, daß fast jeder, den man in der Stadt befragt, irgendwo in einer einsamen Jurte geboren und erst nach seiner Ausbildung in die Stadt gekommen ist.

Der befragte Russischlehrer sagte: „Ganz einfach: War ein Mann schlecht zu seiner Frau, so spricht man mit ihm, macht ihm Vorwürfe. Meistens schämt er sich so, daß er alles daransetzt, die Angelegenheit zu regeln. Wenn nicht, geht sein Name durch die örtliche Zeitung und über den Regionalsender. Dann wünscht er mit Sicherheit, er wäre nie geboren..."

In jener Jurte in der Wüste wurden wir freundlich aufgenommen. Zu jeder Zeit sind die Bewohner darauf vorbereitet, daß ein Gast kommen könnte. Neben dem Ofen stehen Holztröge mit leicht angesäuerter Milch von Schafen und Ziegen. Eine Schale dieses wohlschmeckenden Getränks erhielt jeder von uns zur Begrüßung. Und plötzlich bemerkte ich auf einer Truhe ein japanisches Transistorradio: Schuberts Unvollendete Symphonie klang durch die Jurte. Der Hauswirt entschuldigte sich nach einer Weile: er müsse sich auf eine Prüfung vorbereiten. Mit einem Buch setzte er sich in eine Ecke. Er und seine Frau haben die fünfklassige Schule beendet und setzen nun ihre Bildung im Fernstudium fort. Die sieben Kinder der Familie sahen wir nicht: Sie sind im Internat im Aimakzentrum. Dort werden sie kostenlos erzogen und mit allem versorgt. Am Ende des Schuljahres bringt der Schulbus sie nach Haus.

Ich habe so ein Internat gesehen. Die Kinder richten ihre Zimmer so ein, wie sie es aus der elterlichen Jurte kennen: mit ebensolchen weichen Teppichen und Fellen auf dem Fußboden und an den Wänden, mit bunten Vorhängen an den Betten und niedrigen Truhen für ihre Sachen. Ist eine Schule in „Reichweite", das heißt im Radius bis zu etwa 30 Kilometern, so reiten die Kinder täglich auf Pferdchen zum Unterricht, bei jedem Wetter, über Stock und Stein und durch Flüße. Ist die Schule zu weit, besuchen sie ein zentrales Internat.

Heute erhalten bereits die meisten Kinder eine 10-Klassen-Oberschulbildung. Viele wollen studieren, und man bemüht sich zur Zeit, den jungen Menschen auch die interessanten Seiten der dringend benötigten Arbeiter- und Handwerkerberufe deutlich zu machen; denn überall wird gebaut, vielerorts entstehen neue Industrien; man braucht Arbeitskräfte für die Herstellung vieler Waren und deren Transport, für den Bau von Straßen und Eisenbahnlinien.

Sehr schnell geht es vorwärts in diesem großen, hoffnungsvollen Land, mit seinen stillen, humorvollen, warmherzigen und klugen Menschen. In den Jurtensiedlungen rings um die Städte leuchtet abends schon elektrisches Licht; mancher Viehzüchter sitzt auf seinem Pferd irgendwo in der Weite, quer über dem Rücken seines Tieres liegt das lange Fanggerät, aus der Tasche seines Dels ragt die Antenne eines Transistorradios. Er hört die letzten Nachrichten aus Portugal und Chile.

Schon morgen wird nicht mehr Kamel —, sondern Motorkraft das Wasser aus den Brunnen pumpen. Batteriegetriebene Kühlung und Warmwasser werden das Leben in den Jurten erleichtern. Neue Dörfer und Städte werden die großen Weiten beleben. Die Bevölkerung wächst, denn sie ist von Not, Hunger und Seuchen befreit. Die jungen Mongolen ziehen mit Wissen und Können ins Leben. Sie sind schon lange nicht mehr am Rande des Weltgeschehens, sondern mitten drin und beginnen, es mitzubestimmen.

Eva Brück

Martine Monod, Paris

BERUFS/ VERBOT

Die bekannte französische Schriftstellerin und Journalistin Martine Monod berichtete in der Zeitschrift der Französischen Kommunistischen Partei, „Humanité Dimanche", über die Berufsverbotspraxis in der BRD. Wir veröffentlichen ihren Beitrag im folgenden mit geringfügigen Kürzungen.

Die BRD: eine große Wirtschaftsmacht. Das stimmt. Nachts leuchtet der Himmel über dem Ruhrgebiet rot. 2500 ausländische Unternehmen haben sich in Düsseldorf, der Stahlmetropole, niedergelassen, die wiederum am Rhein eine der phantastischsten Brücken der Welt baut. Und Frankfurt, ein Wald von Hochhäusern, in denen alle deutschen und ausländischen Banken vertreten sind.

Die BRD: das Land, das uns unser Präsident als Beispiel anführt. Ein reiches Land, einverstanden. Aber mit über einer Million offiziell erfaßten Arbeitslosen, nachdem es sich, ohne den geringsten Komplex, einer Zahl von 500000 Gastarbeitern entledigt hat. Wiederum den offiziellen Verlautbarungen zufolge erhalten 420000 von ihnen keinerlei Unterstützung. Arbeiten denn ihre Väter, Ehemänner, Söhne oder Töchter nicht? Na also, da braucht man sich doch bloß in der Familie zu arrangieren!

Die BRD ein beispielgebendes Land? Auf einem Gebiet in jedem Fall: Hier werden die schwerwiegendsten und bestorganisierten Angriffe auf die Demokratie geführt; hier wird die eigene Verfassung am offenkundigsten mißachtet. Das offenbart sich besonders in den Berufsverboten, einer der ausgeklügeltsten und bösartigsten Methoden zur Vernichtung eines Menschen, zu seiner Verneinung als Individuum, die mir je in Europa begegnet ist.

Die Berufsverbote

Es ist nicht einmal ein Gesetz. Es ist ein Erlaß. Erlassen im Januar 1972. Von den Ministerpräsidenten der Länder und dem Bundeskanzler. In diesem Fall Willy Brandt, dem derzeitigen Sekretär der Sozialistischen Internationale und großen Lehrmeister in Sachen Demokratie für die ganze Welt. Ein Erlaß, der sich im Prinzip auf den Schutz der Verfassung beruft.

Anders ausgedrückt: Von allem, was den öffentlichen Dienst berührt, sind alle die Männer und Frauen auszuschließen, die einer Organisation angehören, welche darauf aus ist, die „freiheitlich-demokratische Grundordnung" anzutasten. Ebenso jene, die sich an einem beliebigen Tag, zu einem beliebigen Zeitpunkt in ihrem Leben an einer Aktivität beteiligt haben, die angeblich diese „demokratische Grundordnung" in Frage stellte. An Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg zum Beispiel; denn die „freien und demokratischen" Vereinigten Staaten können doch selbstverständlich nur von Feinden der Freiheit und der Demokratie angeprangert werden...

Doris Schwert, 30 Jahre. Anke Wagner, 27 Jahre. Bürgerinnen der Bundesrepublik Deutschland. Sie unterrichteten Französisch und Deutsch an der Ernst-Reuter-Schule in Frankfurt am Main. Sie unterrichten nicht mehr.

Lassen wir sie zu Wort kommen. Doris, aufgeweckt, lustig, mit einem Gesicht, dessen ständige Bewegung die Schönheit ausmacht. Anke, ruhig, mit einer Ironie, die zuweilen an Bitterkeit grenzt, sehr, sehr schön, schwanger.

Doris: Die Sache beginnt allem Anschein nach ganz freundlich. Im August 1974 erhielt ich einen Telefonanruf, mit dem ich aufgefordert wurde, bei der Hessischen Landesregierung wegen „mich betreffender persönlicher Angelegenheiten" vorzusprechen. Ich war doch ein wenig mißtrauisch und nahm daher meinen Anwalt mit. Weißt du, um Lehrer zu werden, muß man nach einem Praktikum einen Antrag beim Kultusministerium des Landes stellen.

Anke: Hessen wird von Sozialdemokraten verwaltet. Ein, wie ich glaube, nicht überflüssiger Kommentar.

Doris: Hier erfahre ich also, was mir vorgeworfen wird: Mitglied der DKP (der verfassungsmäßig anerkannten Deutschen Kommunistischen Partei) zu sein. Mitglied der Kommunistischen Studenten gewesen zu sein, als Studentenvertreterin in den Universitätsrat gewählt worden zu sein. Zwei Reisen in die Deutsche Demokratische Republik unternommen zu haben. In einem Artikel geschrieben zu haben: „Der Kampf für die Veränderung des Bildungswesens führt über den Klassenkampf".

Anke: Bei mir ist es fast genauso. Nur, daß ich noch ein weiteres Verbrechen begangen habe: Ich bin verheiratet. Während seines Militärdienstes hatte mein Mann es mit einem neofaschistischen Offizier zu tun, einem unverbesserlichen Nazi. Er predigte Rassenhaß und die „Rückeroberung" der Ländereien des Ostens. Der DDR natürlich. Aber auch Böhmens und eines Teils von Polen! Mein Mann brachte ihm seine Abscheu zum Ausdruck und seine Beschämung darüber, daß ein Deutscher noch so zu reden wagt. Ergebnis: drei Wochen Gefängnis für meinen Mann und an mich die Aufforderung, mich von ihm loszusagen. Man gab mir sogar zu verstehen, daß eine Scheidung meinen Fall arrangieren würde! Ich habe ihnen meine Verachtung gezeigt. Daraufhin erklärten sie mir, daß ich nicht würdig sei, deutsche Kinder zu unterrichten. Das Kind, das ich trage, wird ein deutsches Kind sein. Aber das eines *anderen* Deutschland. Des Deutschland von Brecht...

Doris: Da waren zwei hohe Beamte des Kultusministeriums. Sie hatten eine regelrechte Polizeiakte von mir. In der Art: An diesem oder jenem Tag, zu der und der Uhrzeit haben Sie die und die Person getroffen, Sie haben die und die Zeitung gelesen, am Soundsovielten haben Sie in einer Diskussion dies und das gesagt. Erschreckend! Ich begriff, daß ich von der Polizei überwacht worden war, daß wir alle von der Polizei überwacht wurden, sobald wir einer politischen Aktivität nachgingen, die ihnen nicht gefiel. Ich gab die Fakten zu. Ich bin Mitglied der DKP, und ich bin stolz darauf. Aber ich sagte ihnen, daß ich auch stolz sei auf die Verfassung meines Landes, die die Kommunisten übrigens in den Nachkriegsjahren mit ausarbeiten halfen, und daß ich sie gegen jeglichen Angriff verteidigen würde. Sie berieten sich und sagten, sie würden darüber nachdenken.

Anke: Sie dachten bis August 1975 nach...

Doris: Ich glaubte, daß alles gut abgegangen wäre. Ich bekam ein Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, daß ich unterrichten könne und in dem mir meine künftige Schule genannt wurde. Anke auch. Das war das Ende eines Alptraums. Und dann kam der Tag, an dem zum Schulbeginn und nach Absolvierung der zweiten erforderlichen Prüfung alle jungen Lehrer ihr Diplom erhalten. Hier nun sagte man uns: „Für Sie gibt es kein Diplom!"

Anke: Ich habe versucht, vom Minister empfangen zu werden. Unmöglich! Doris konnte einen Beamten sprechen, der ihr erklärte, daß man, wenn man der DKP angehört, kein Recht auf ein Diplom hätte. Ich war lediglich von meinem Direktor unterrichtet worden. Er schämte sich ein wenig...

Es ist stets das gleiche Szenarium

An der Ernst-Reuter-Schule ist die Geschichte von Doris und Anke so etwas wie ein Prüfstein der Demokratie geworden. Ihre Kollegen (selbst wenn sie nicht im geringsten ihre politischen Ansichten teilen), die Schüler, ja, selbst die Eltern der Schüler ergriffen Partei für sie. 2000 Schüler, 163 von 166 Kollegen. Sozialdemokraten. Christen. Seit August treffen sie sich jeden Montag. Die Schüler nahmen Kontakt auf zu einem Schauspieler eines der führenden Frankfurter Theater. Der Fall interessierte ihn sehr. Er bat das Unterstützungskomitee, ein Stück zu schreiben. Was herauskam, war eigentlich eine Textmontage, zusammengestellt aus echten Vernehmungen und Auszügen von deutschen Klassikern. Seine Kameraden und er (keine Kommunisten) haben es so an die zwanzigmal in vollbesetzten Sälen aufgeführt.

Ich traf Wolfgang Abendroth, Doktor der Rechte und Politwissenschaften, pensionierter Hochschullehrer. „Ein Glück", sagte er, „mir können sie nichts mehr tun." Ein alter Antifaschist, der um ein Haar in den Lagern und Strafbataillonen ums Leben gekommen wäre und der weiter unermüdlich für Recht und Demokratie eintritt. Die Sache Doris—Anke kennt er gut.

„Sie sind wunderbar", sagt er. „Aber sie sind zu optimistisch, was den gegenwärtigen Stand unseres Volkes anbelangt. Denn sie sind an einer Spitzenschule. Anderswo wird nicht gekämpft. Eure Genossen (Wolfgang Abendroth ist kein Kommunist) stehen in diesem Kampf allein da. Jetzt etwas weniger, da logischerweise das Untier nun auch die Sozialdemokraten verschlingen will.

Es ist immer dasselbe Szenarium: Man benutzt die Anarchisten vom Typ Baader-Meinhoff, um die Leute in Angst und Schrecken zu versetzen. Dann bringt man ihnen bei, daß diese Anarchisten in Wirklichkeit Kommunisten seien. Und schließlich nutzt man die bewußt erzeugte Angst aus, um geradewegs gegen die Kommunisten vorzugehen. Die nächsten sind dann die Sozialdemokraten."

Joachim Schwamborn ist ein junger Anwalt und Mitglied der Sozialdemokratischen Partei von Willy Brandt und Helmut Schmidt. Er kämpft gegen die Berufsverbote. Er ist nicht entzückt, auf eine Journalistin der „Humanité Dimanche" zu treffen. Er ist umsichtig und wägt seine Worte. Aber offensichtlich hat er Angst um Deutschland. „Die Jungen werden dieses 'Land retten", hatte mir Wolfgang Abendroth gesagt. Wenn ich Joachim Schwamborn so sehe, glaube ich, das stimmt. Weil alles ihn daran hindern müßte, das zu tun, was er tut: Kommunisten zu verteidigen, eine Karriere aufs Spiel zu setzen, die dank der Klientel großer kapitalistischer Firmen glänzend verlaufen könnte. Alles — außer seinem Gewissen! Und auch bei ihm der gleiche Gedanke wie bei Abendroth: „Erst ihr! Dann wir..."

Nahezu eine Million Akten werden untersucht. Darunter nicht nur die von Lehrern und Juristen, sondern auch von so „gefährlichen" Leuten wie einem Lokomotivführer und einem Friedhofswärter.

Nun auch die Sozialdemokraten! Und das ist denn doch schon ungeheuerlich. In Niedersachsen zum Beispiel wurde dem Hochschullehrer für Politwissenschaften Wolf Dieter Narr, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, ein Lehrstuhl an der juristischen Fakultät der Technischen Universität Hannover verweigert. Warum? Weil er aktives Mitglied der „Bewegung gegen Krieg und atomare Aufrüstung" und des „Komitees zur Verteidigung der Demokratie" ist, also von Organisationen, „deren Zielsetzungen", wie es in dem Beschluß heißt, „von den Kommunisten beeinflußt sind".

Nun schon die Sozialdemokraten! Charlotte Nies, 29 Jahre, der der bayrische Justizminister die Zulassung als Richter verweigerte, weil sie der Bewegung „Solidarität mit Chile" angehört. Rüdiger Offengels, Lehrer für (katholischen) Religionsunterricht, Mitglied der SPD, fristlos entlassen vom bayrischen Kultusminister, weil er „aktives Gewerkschaftsmitglied" sei.

Ich traf in Frankfurt einen jungen Kommunisten, den man von der Universität gejagt hatte und der jetzt für ein privates Hilfswerk zur Wiedereingliederung Drogensüchtiger in das normale Leben arbeitet. Er ist traurig, aber nicht verbittert — und er kämpft. Dem Komitee zur Unterstützung jugendlicher Arbeitsloser, um die er sich auch kümmert, gehören drei SPD-Mitglieder an. Ich nahm an einer Sitzung dieses Komitees teil. Kaum hatte sie begonnen, läutete das Telefon. Am Apparat war die örtliche SPD-Leitung (das Komitee ist in drei Arbeitervierteln von Frankfurt vertreten). Sie forderte, daß diese Verwegenen, die nicht zögerten, an einer gemeinsamen Aktion mit Kommunisten teilzunehmen, auf der Stelle zu ihr kämen und eine Erlärung abgeben.

Diese Hoffnung: die Jugend

Und sie gingen hin. Wir erwarteten ihre Rückkehr in einem verräucherten Hinterzimmer einer deutschen Kneipe bei Bier und Diskussionen über Frankreich, Deutschland, Sozialismus und Demokratie. Als sie zurückkamen: Einer, ein Lehrer, hatte in nichts nachgegeben. Er glaubte, sagte er, mit ein wenig melancholischer Verbitterung, daß er wohl bald ausgeschlossen würde. Auch die beiden anderen waren entschlossen, die Aktion fortzusetzen.

Zur gleichen Zeit wurde Silvia Gingold erneut das Recht abgesprochen, zu unterrichten. Ihre Großeltern und Eltern waren wegen ihrer fortschrittlichen Gesinnung von den Nazis verfolgt worden; ihr Vater war ein Held der französischen Widerstandsbewegung gegen den Hitlerfaschismus; sie verkörpert die dritte Generation einer Familie, die Opfer des Faschismus ist.

Das letzte Wort erteile ich meinem Freund Wolfgang Abendroth: „1972 hat das Bundesverwaltungsgericht zwei sehr aufschlußreiche Urteile gefällt. Das erste: Ein hoher Offizier und Mitglied der NDP (Neonazistische Partei) wird versetzt — nicht seines Amtes enthoben und auch nicht degradiert, lediglich versetzt —, weil er in der zur Springerpresse gehörenden Zeitung ‚Die Welt' geschrieben hat: ‚Ich kann meinen Männern nicht sagen, daß sie Brandt vertrauen sollen, weil der während des Krieges ein Verräter war.' Er klagte gegen den Versetzungsbeschluß — und das Gericht gab ihm recht mit der Erklärung, daß es sich bei diesem Beschluß um ‚politische Diskriminierung' gehandelt habe. Das zweite: Eine aufgrund ihrer Mitgliedschaft in der DKP entlassene Lehrerin strengt ebenfalls einen Prozeß an. Sie wird vom Gericht abgewiesen, ‚weil sie als Kommunistin eine Feindin der Demokratie sei'."

Besteigung eines runden Berges

Text und Zeichnungen von Elizabeth Shaw

Ich gehöre zu denjenigen, in denen beim Anblick eines Berges der unwiderstehliche Wunsch erwacht, zu wissen, was sich auf der anderen Seite befindet. Vor dem Haus meines Bruders in Devon, England, steht ein runder nackter Berg. Er heißt Cawsand Beacon und erhebt sich wie ein Halbmond vor dem blühenden Reichtum der Landschaft.

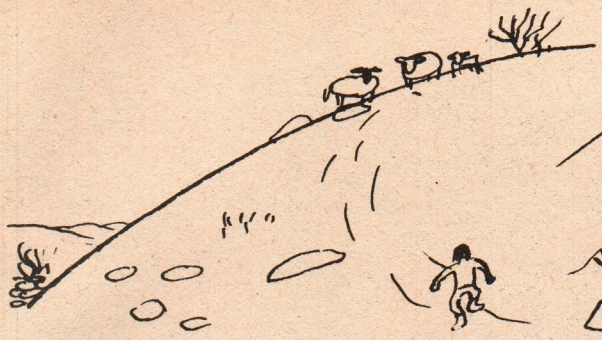
„Heute werde ich diesen Berg besteigen", erklärte ich eines Tages.

„Wenn du es einen Berg nennst!" antworteten sie höhnisch, als ich Gummistiefel und einen uralten Anorak eines Neffen anzog.

„Wenn ich mit Einbruch der Dunkelheit nicht zurück bin, schickt eine Rettungsmannschaft", sagte ich, weil Dartmoor vor mir lag, mit seinen Unheimlichkeiten, mit dichtem Nebel, sumpfigem Morast und entflohenen Häftlingen, aus zweitrangigen britischen Filmen wohl bekannt.

Ich näherte mich dem Berg durch einen alten Fußweg. Es war, als ob ich durch einen Tunnel ging. Das üppige Grün von Devon wuchs hoch auf beiden Seiten des Weges, und tief unten rauschte ein Bach, an dem rosa, gelbe und blaue Blumen wuchsen. Ich suchte meinen Weg durch Felsen, die von einem gewaltigen Sturm heruntergespült worden waren. Der Tunnel war plötzlich zu Ende, und ich stand auf dem rauhen windigen Hügel und blickte in die glasigen Augen von einigen überraschten Bergschafen.

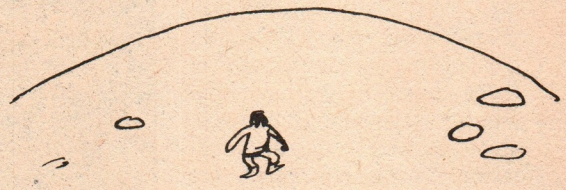
Als ich meinen Aufstieg fortsetzte, sprangen sie nervös zur Seite, und ich schlich genauso ängstlich an einigen Ponys vorbei, die in einer Gruppe zwischen den Mauern von aufgestapelten Steinen standen.



Die Erde zwischen den Felsen war braun, mit Pferdemist und Farnkraut vom vorigen Jahr bestreut. Vor dem runden Horizont standen noch mehr Schafe. Staunend und still blickten sie mich an, bevor sie wegsprangen, mit bebender Stimme ihre Lämmchen rufend.
Ich marschierte drauflos ins Heidekraut und trockene Gras.
„Wenn ich diesen Dornbusch erreicht habe, werde ich den Gipfel sehen", dachte ich.

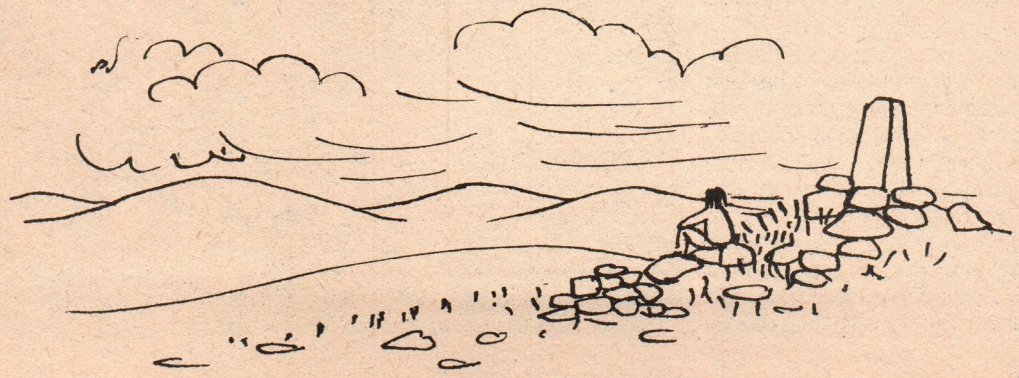
Ich erreichte den Dornbusch, aber der Gipfel war nicht zu sehen. Beim nächsten war es immer noch so. Nur wenn ich zurück sah und eine winzig gewordene Landschaft erblickte, konnte ich feststellen, daß ich Fortschritte gemacht hatte. Im Gegensatz zum Besteigen von Felsen wird man nicht schwindlig, wenn man auf einen runden Berg hinunterschaut.
Dann gab es keinen Dornbusch mehr, keine Schafe, keine Felsen, nur hartes, tiefes Heidekraut und kein Zeichen von einem Gipfel.

Ich ging weiter, bis endlich ein Steinhaufen am Horizont sichtbar wurde. Es war kein Gipfel, sondern ein Hünengrab. Dann sah ich noch einen Steinhaufen, und ich hatte mein Ziel erreicht.



Das Siegesgefühl des Bergsteigers, der sich mit Axt und Seil zum obersten Gipfel einer eisigen Klippe emporgearbeitet hat, ist zu verstehen, aber das Leben hat weniger Klippen als runde Berge, die besiegt werden können.

Vor mir lag die große wallende Ebene von Dartmoor. Am weiten Himmel wanderten die Wolken und warfen ihre Schatten über braune und lilafarbene Berge — unbekannte Berge, mit neuen Anforderungen an alle unsere kommenden Tage.



Was man in Diskotheken tun und lassen kann

„Also, Leute, heute abend soll das hier in unserer Disko so richtig losgehen! Aus diesem kühlen Grunde haben wir uns eigens für euch einiges einfallen lassen und hoffen, daß es euer Gefallen findet. Na, denn tanzt mal schön ...“ So oder ähnlich beginnen allabendlich in Jugendklubs und Kulturhäusern, in Cafés, Kneipen und Schulräumen Veranstaltungen (fast) neuester Machart, Diskotheken genannt. „Das Grammophon“, „Die Tute“, „Disko 1872“, „Oldies Kiste“ bitten zum Tanz. Wer noch nicht weiß, was er zum nächsten Betriebsvergnügen macht, der plant eine Disko ein. Diskos sind „in“ — und außerdem billiger als Kapellen.

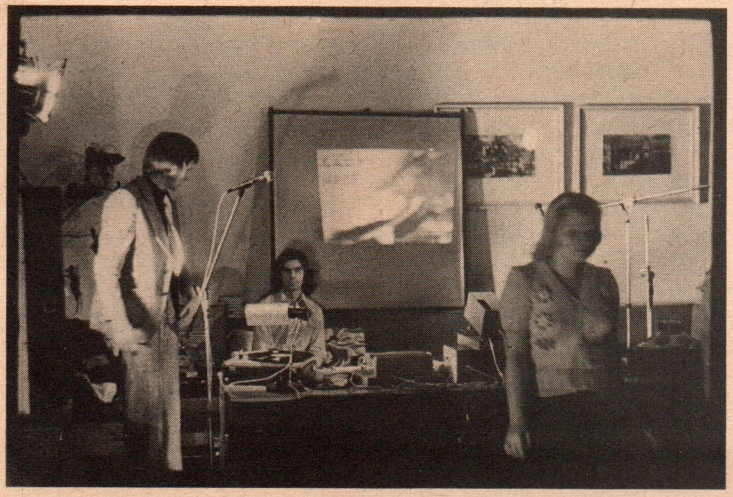
Der SPU (so die offizielle Abkürzung für den irreführenden Begriff „Schallplattenunterhalter“) geht um mit seinen schwarzen Scheiben. Rund 5 000 Disko-Sprecher gibt es in unserem Land. Eine stattliche Zahl, die andeutet, welch' Ränzlein sie fürs frohe Jugendleben tragen.

Doch Disko ist nicht gleich Disko. Es bestehen noch sehr große Niveauunterschiede. Die einen „nudeln“ (Fachjargon) die Bänder und Platten nur so ab, ohne Wort- und Mienenspiel, die anderen wiederum haben bis aufs i-Tüpfelchen alles genau durchdacht, ein Programm gemacht und dabei sogar dramaturgisch-psychologische Momente berücksichtigt.

„Eine Diskothek soll vor allem unterhalten!“ Diesen Leitsatz hörten wir immer wieder. Nun ist das mit der Unterhaltung so eine

Dies und das MUS

und viel
IK



Sache. Manch einer unterhält sich beim Tanz vorzüglich, manch einer läßt sich lieber unterhalten. Den Mittelweg nennt man „gestaltete Diskothek". Ein bißchen Witz, ein wenig Information, ein kleines Quiz und viel, viel Musik. Nach diesem Rezept „fahren" nicht wenige Disko-Sprecher ihre Disko — und fahren dabei nicht schlecht.

Wer anspruchsvoller ist, hat es mitunter schwerer, beim Publikum anzukommen. Beispiel: Dr. Jürgen Matz. Freimütig bekennt er: „Je später der Abend, um so älter die Diskjockeys!" Mit 36 Jahren ist der wissenschaftliche Mitarbeiter am Berliner Hygiene-Institut einer der ältesten Herren hinter dem Mischpult. Vier Jahre zieht er mit seiner Disko schon durchs Land, um auf recht ungewöhnliche Weise „zu erziehen, zumindest zum Nachdenken anzuregen", wie er sagt.

„Rauchen — nee!" heißt seine Diskothek. In einem Jugendklub drehte er dafür eigens einen Film, arbeitete ein Quiz zum Thema aus, gibt Informationen über Folgen des Rauchens weiter, zieht sogar Gesetze zu Rate. Getanzt haben nur einige bei seinem Programm (dies lag an den ausgesuchten Titeln), zugehört haben schon mehr, die Zigarettenschachtel weglegen sah ich niemanden. Nun ja, eine Diskothek sollte doch wohl kein Uraniavortrag sein. Bis auf den Anfang gab es kaum einen Spaß. Schade.

Für weitaus mehr Stimmung sorgt da ein Briefträger: Ingo Kiwitz mit seinem „Disko-Treff Berlin". Dieser junge Mann versteht es ausgezeichnet, die Musiktitel den Tanz- und Hörgewohnheiten der jungen Leute anzupassen. Dementsprechend bietet er sie auch an: rezitierend, pfeifend, ja sogar mitsingend. So ganz nebenbei gibt er Auskunft über Ausstellungen, Tanzveranstaltungen, Gastspiele bekannter Gruppen. Und bringt in der Pause das Publikum sogar zum

genauen Zuhören. Da baut er nämlich in allen Ecken seine Tonboxen auf und spielt klassische Musik in Pseudo-Quadrophonie (der Raumton wird dabei vorgetäuscht). Das erfordert eine Menge technischer Kenntnisse, schafft aber auf jeden Fall ein Erlebnis. „Und das lohnt die Mühe", meint er.

Gut bekannt — unter anderem auch in Halle — ist die Pepita-Diskothek. Disko-Sprecher Klaus Kuhn hat seine Disko speziell auf ein Thema zugeschnitten: Ungarn — Land und Leute. Ungarische Beatmusik wird hier mit Informationen über Sitten und Bräuche, über aktuell-politische Fragen, über kulturelle Höhepunkte im befreundeten Land dargeboten. Sogar original ungarischen Kesselgulasch kocht und kredenzt der Diskjockey. „Wir möchten gern die Freundschaft zwischen den jungen Leuten unserer Staaten noch anschaulicher, faßbarer, inniger machen." Ohne Zweifel, die Pepita-Diskothek geht da einen verheißungsvollen Weg.

Die genannten Beispiele stehen für viele ähnliche Bemühungen, einen Abend anspruchsvoll zu gestalten. Filme, Quiz, Interviews, Prominentengespräche, ein Sängerporträt per Schallplatte — all das kann eine Diskothek abwechslungsreich, im besten Sinne kurzweilig machen. Ob sie ankommt, darüber entscheidet natürlich das Publikum. Darum fragten wir so beim Anstehen nach Karten: Mit welchen Erwartungen geht ihr in eine Diskothek?

Marlis Dahms (20), Friseuse aus Leipzig: „Gestaltete Diskotheken sind ja ganz schön, aber vor allem möchte ich natürlich tanzen und mich unterhalten."

Peter Steffens (24), Bauarbeiter aus Berlin: „Ich seh' mir mal gern zwischendurch einen kleinen Film an, hab' auch nichts gegen ein Gespräch über aktuelle Fragen. Nur, die Musik muß stimmen!"

Sabine Herrmann (27), Verkäuferin aus Berlin: „Ein bißchen Klatsch darf sein. So zwischen den Tänzen meine ich, über die Sänger und Gruppen."

Hans-Jürgen Erde (22), Student aus Greifswald: „Ich komme in eine Disko, um mich zu unterhalten. Wenn das ausschließlich der Diskjockey macht, finde ich das öde. Das Publikum muß einbezogen werden."

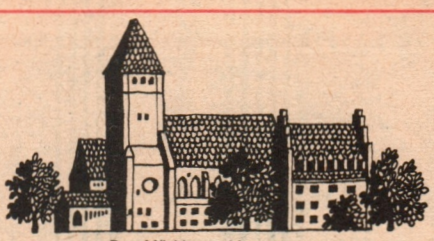
Was also kann eine Diskothek — und was kann sie nicht? „Sie soll vor allem unterhaltenden Charakter haben, dabei auch erzieherisch und bildend wirken", meint Brigitte Junge, die beim Berliner Haus für Kulturarbeit die Diskotheken betreut. Und Klaus Küster, jahrelang selbst Disko-Sprecher und heute gestrenges Jury-Mitglied bei Einstufungen der Diskotheken, ergänzt: „Man kann in einer Disko alles machen, wenn man's kann. Ideen gibt es bei unseren Schallplattenunterhaltern genug, nur mit der Umsetzung hapert es. Da wird zuwenig die Freude am Gegenstand bewahrt, wird aus einer Diskothek eine Lehrveranstaltung mit Musikeinlage gemacht. Das geht unwillkürlich am Publikum vorbei."

Diesen Experten-Meinungen ist kaum zu widersprechen. Nur bleibt die Frage offen: Wo entlang führt der Weg zu solchen Diskotheken, die den gestiegenen und sehr unterschiedlichen Ansprüchen des Publikums entgegenkommen? In Frankfurt (Oder), Karl-Marx-Stadt und Berlin, auch in anderen Städten beschäftigen sich Kreis- und Bezirksarbeitsgemeinschaften sehr intensiv mit den Programmen. In Plauen und Halle gestalteten mehrere Disko-Sprecher gemeinsame Abende zu vorgegebenen Themen. Das Zentrale Haus für Kulturarbeit in Leipzig leitet die Ausbildung der Diskjockeys, legte Bewertungskriterien wie Gesamteindruck, Wortdarbietung, Musikauswahl, Programmgestaltung, Einbeziehung des Publikums und Handhabung der Technik fest, organisiert Leistungsvergleiche. Über DT 64 kommen aktuelle Musikangebote in den Sendungen „Podium-Diskothek" und „Metronom". Der Progreß-Filmverleih bietet eigens hergestellte Disko-Filme, unter anderem „Bei Laky", „Bei Manfred Krug", „Damals in Sosa" an.

All das kann die Einfälle des jeweiligen Disko-Sprechers nicht ersetzen. Von ihnen hängt entscheidend ab, ob der Abend Spaß macht oder nicht. Und bei allen Ansprüchen sollte man eines nicht vergessen: Eine Diskothek ist kein neues Medium. Sie ist Stätte der Begegnung zwischen vorwiegend jungen Leuten, die hier gemeinsam einen Teil ihrer Freizeit verbringen, die tanzen, Musik hören, sich unterhalten möchten, die flirten und mitunter auch heiß diskutieren. Hauptsache bleibt, es geht richtig los!

Gerhard Schulz

Die Schauspielerin
Heidemarie Wenzel



Das Märkische Museum

BERLIN— magazin

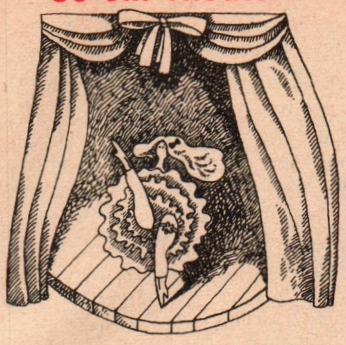
Gaststätte des Monats: HO-Krusta-Stube

Standort: 1058 Berlin (Prenzlauer Berg), Stargarder Straße 3
Telefon: 4 48 32 84
Fahrverbindungen: S- und U-Bahnhof Schönhauser Allee
Öffnungszeiten: Montags bis freitags 11 bis 22 Uhr
Personal: Herbert Mueller (Küchenchef) und sieben Mitarbeiter
Kapazität: 59 Tisch- und 12 Barplätze
Typ: Nichtrauchergaststätte der Preisstufe III, Kaffeehausstil mit rustikal-folkloristischen Elementen
Chronik: Die ehemalige Biergaststätte „Metro" wurde von einem Jugendkollektiv der hauptstädtischen Gaststättenbetriebe rundum in ein Spezialitätenrestaurant verwandelt, das in Berlin einmalig ist. Probier-Premiere war im Mai 1976.
Spezialitäten: Natürlich Krusta! Hierbei handelt es sich um eine Hundertgrammschnitte aus Hefeteig, die mit würzig-pikanten Köstlichkeiten — u. a. Salamiwürfeln, Sardellen, Hackfleisch, Tomatenscheiben — belegt ist und mit Käse überbacken wird. Krusta ist eine neue Berliner Imbiß-Raffinesse, entfernt verwandt mit Thüringer Zwiebelkuchen, spanischer Tortilla und italienischer Pizza.
Rekord: Fünf Krustas pro Mahlzeit und Gaumen
In der Nähe: Die ganze lange Schönhauser Allee unter und neben der U-Bahn, dem Berliner Magistratsschirm.

Der neue Alte

Vom 20. November bis zum 19. Dezember ist er wieder aktiv: Manfred Groß (51), hauptamtlicher Berliner Weihnachtsmann und Weihnachtsmarkthelfer cum laude. Vor fünfundzwanzig Jahren wurde er als Mitarbeiter im Zentralhaus der Jungen Pioniere für das freudespendende Saisonamt entdeckt und galt fortan als berufen, zur Festzeit in Kostüm und Maske zu schlüpfen. In unweihnachtlichen Zeiten als Veranstaltungsleiter in der Berliner Kongreßhalle tätig, gehört Manfred Groß seit fünf Jahren zur Berliner Weihnachtsmarkt-Szene. Der „Alte" wird sich diesmal in neuem, pelzbesetztem, maßgeschneidertem, tieftaschigem Kapuzenmantel präsentieren — zerschlissen längst ist die alte Montur durch bonbonbettelnde Berliner Bubenhände.

So ein Theater!



Zuerst das Neueste von den Musikbühnen: Das Metropoltheater hat am 17. und 19. 12. Offenbach-Premiere. An diesem „Orpheus in der Unterwelt" (Regie, Choreografie, Bühnenbild und musikalische Leitung: Horst Bonnet, Helga Wasmer-Witt, Werner Schulz und Robert Hanell) wirken u. a. mit: Gert Böhme, Margot Dörr, Gertraude Wagner, Werner Wittmar, Maria Mallé, Wolfgang Borkenhagen und Wolfgang Ostberg. Die Staatsoper bringt „Arabella" von Richard Strauss am 25. und 26. 12. neu auf die Bühne. Die Titelrolle in der Erich-Witte-Inszenierung wird Anna Tomowa-Sintow singen. Musikalische Leitung, Bühnenbild und Kostüme liegen in der Kompetenz von Otmar Suitner, Wilfried Werz und Christine Stromberg. Bedřich Smetanas „Das Geheimnis" gelangt am 2. Januar 1977 in der Komischen Oper zur DDR-Erstaufführung. Inszenierung und Spiel werden von tschechoslowakischen Künstlern bestritten. Rudolf Asmus fungiert als Regie-Debütant, Vaclav Neumann und, alternierend, Jiři Belohlavek (Chefdirigent der Philharmonie Brno) haben die musikalische Leitung, fürs Bühnenbild ist Vaclav Vychodil vom Nationaltheater Bratislava, für die Kostüme Jan Kropaček aus Prag verantwortlich. Als zweites und letztes ein paar Nachrichten vom Berliner Ensemble: Vom 30. 11. bis 5. 12. gastiert das Volkstheater Rostock mit „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?"; „Schweyk im zweiten Weltkrieg" wird ab 15. 12. in der Titelrolle neu besetzt mit Erhard Köster.

Apropos Berlin

Was das Äußere dieser Säulen betrifft, so sind sie so geschmacklos und unpraktisch wie möglich. Den Bewohnern der Häuser, vor denen sie stehen, nehmen sie die Aussicht, und eine gewisse malerische Liederlichkeit, die in dem Durcheinander der Zettel an Häusern und Bäumen lag, muß der Sucht weichen, alles in spanische Stiefel zu schnüren. Weder das Publikum noch die Stadt, noch der Ruf unseres Geistes gewinnt durch diese neue Einrichtung, nur der Buchdrucker Litfaß, dem dies Unternehmen bewilligt wurde und der die Säulen in Felder teilt und sich nach Raum und Zeit ihre Benutzung bezahlen läßt.

Die „Vossische Zeitung" 1855 über Litfaßsäulen und deren Erfinder Ernst Theodor Amadeus Litfaß

Wußten Sie schon, daß

... eine auf geradem Weg gekaufte krumme Fichte redlicher ist als eine auf krummen Wegen erstandene gerade Tanne?

... im allgemeinen zwar der Apfel nicht weit vom Stamm, auf dem Berliner Weihnachtsmarkt jedoch der kandierte Apfel nicht weit vom Weihnachtsbaumstamm fällt?

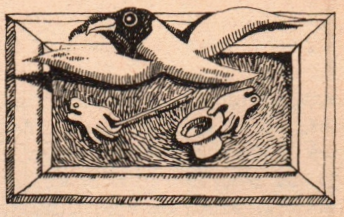
... der Jahreswechsel trotz weltweiter Zeitunterschiede überall auf die Mitternachtsstunde fällt?

... der Schreckensruf „Da haben wir die Bescherung!" nicht an die Tage zwischen dem 24. und 26. Dezember gebunden ist?

... auch massenhaft in Umlauf gebrachte Glückwunschkarten zu Weihnachten und zum Jahreswechsel nicht den Anspruch erheben dürfen, Massenbedarfsartikel zu sein?

... der Tag des Gesundheitswesens vierzehn Tage vor Weihnachten begangen wird, weil es nach weihnachtlicher Fettlebe problematisch ist, ausreichend gesund zu sein?

Ausstellungskatalog



Grafik, Malerei, überhaupt bildende Kunst seien zuerst bekanntgemacht: Karikaturen Karl Schraders brillieren mit und ohne lange Nasen bis 8. Januar in der kleinen galerie pankow, während Werke Horst Bartnigs (Arkade), Walter Deneckes (Galerie im Turm) und Marc Chagalls (Altes Museum) den ganzen Dezembermonat hindurch zu besichtigen sind. „Die Radierung in der Kunst der DDR" heißt eine Ausstellung der Pirckheimer-Gesellschaft anläßlich des zweiten Berliner Grafikmarktes (Club der Kulturschaffenden, noch bis Ende Dezember). Das Motto einer gemeinsamen Ausstellung des VBK und des DDR-Solidaritätskomitees (Ungarisches Kulturzentrum) lautet „Engagement Solidarität" (bis 5. Januar), und in der Galerie am Prater hat bis 2. 1. 77 die 4. Verkaufsausstellung — beteiligt sind 13 Berliner Künstler — Heimstatt. Angewandtes Volkskunstschaffen aus dem Bezirk Karl-Marx-Stadt ist noch bis zum 27. Januar im Otto-Nagel-Haus zu sehen. Andere wichtige Ausstellungen: „Hokuspokus" (bis 14. 1.), eine Chronik der Zauberkunst, in der „Möwe", im Erdgeschoß des Ausstellungszentrums am Fernsehturm (bis Ende Dezember) Industrieformgestaltung aus der VR Polen, ebenfalls bis Ende des Monats eine Keramikausstellung im Haus der Tschechoslowakischen Kultur.

Aus dem Berlin-Lexikon

Auweia = theatralisch hochstilisiertes „o weh"; vgl. auch das in Berlin anstelle des üblichen Schmerzenslautes „au" umlaufende „aua"; auweia-Variante um die Weihnachtszeit: auweiha.

Zeichnungen:
Klaus Segner; Gruppe 4 (1)
Wolfgang Freitag (4)

warf dann seine Karten eine nach der anderen klatschend auf den Tisch. In dem trüben gelben Licht lagen vier Damen: Karo, Herz, Kreuz und Pik. Shamus gab sich alle Mühe, ein überraschtes und entsetztes Gesicht zu machen, während der Professor genüßlich den Rauch seiner Havanna einatmete und beide Hände ausstreckte, um den Stapel Banknoten zu sich herüberzuziehen. Keiner der beiden sah zu Nick hin; das taten sie erst, als er sich vernehmlich räusperte. Erheitert blickten sie in seine fröhlichen blauen Augen und starrten dann auf die Tischplatte. Vor der sanft hin und her schwingenden Picasso-Taube lagen vier Asse!

Shamus fielen fast die Augen aus dem Kopf. Dem Professor rutschte die Zigarre ein Stück in die Kehle, bis er zu sich kam und sie mitten in den Raum spie. Beide sprangen auf, und in Shamus' Hand blitzte ein offenes Springmesser.

„Das ist unglaublich", kreischte der Professor. „Der dreckige Hippie will uns unser schwerverdientes Geld klauen. Schneid ihm die Eingeweide 'raus, Shamus!"

„Keine Bewegung, Shamus!" sagte Nick ruhig, und plötzlich hielt er einen riesigen silberbeschlagenen Colt in der Hand. „Ihr beide habt den ganzen Abend falschgespielt. Ich hab' genau gesehen, welche Karten Sie in Ihren Hosenaufschlägen versteckt hatten, Shamus. Und immer wenn Sie, Professor, eine Karte unten aus dem Stapel verschwinden ließen, wußte ich, welche es war. Ich kenne jeden Gedanken, den ihr in euren dicken Schädeln gewälzt habt..."

„Unmöglich", brüllte der Professor.

„Ein schmutziger Trick", heulte Shamus.

„Aber nicht doch", sagte Nick, „es ist einfach ÜSW!"

„Was für ÜSW?" ächzte der Professor und sah zu, wie Nick das ganze Geld in einen Sack aus Rentierleder fegte, den er aus der anscheinend unergründlich tiefen Tasche seines roten Mantels gezogen hatte.

„Aber meine Herren, so beruhigen Sie sich doch und denken Sie einen Augenblick nach", sagte Nick mit überraschend sanfter und freundlicher Stimme. „Es gibt Millionen und aber Millionen Kinder auf der Welt, und alle träumen sie das ganze Jahr lang von den Geschenken, die ich ihnen zu Weihnachten bringen soll. Ich muß wissen, was jedes einzelne Kind sich wünscht. Kinder in Addis Abeba, in Chicago, in Moskau, Berlin und Neu-Delhi; Kinder überall. Es gibt nur eine Methode, mit dieser Unmenge von Wünschen fertigzuwerden, und das ist übersinnliche Wahrnehmung. Verstehen Sie ... ÜSW!"

Er stand auf, knöpfte umständlich seinen langen roten Mantel zu, stülpte sich den schwarzen Schlapphut auf die weißen Locken, schwenkte seinen riesigen Colt, so daß die beiden Schafe in Wolfspelzen ihm den Weg freigeben mußten, und schlüpfte zur Tür hinaus. Shamus und der Professor ließen sich auf ihre Stühle fallen und starrten einander an. Da öffnete sich die Tür noch einmal. Nick stand strahlend auf der Schwelle und warf den blitzenden Colt auf den Tisch. „Ich habe vergessen, es Ihnen mitzuteilen", sagte er, „aber ich trage nur Spielzeug bei mir. Der hier ist vom letzten Weihnachten übriggeblieben!"

Leise schloß sich die Tür wieder. Shamus starrte den Professor an, und die Tränen strömten über sein rotfleckiges Gesicht. „Aber man hat mir doch immer erzählt, es gibt keinen Weihnachtsmann", schluchzte er, ließ den Oberkörper auf den Tisch fallen und verbarg den Kopf in den Armen.

(Deutsch von Elga Abramowitz)

Nordbezirke! Bin 37/1,80, FSA, m. 8jähr. To., Sinn f. alles Schöne, suche voller Optimismus symp. Mann mit Geist u. Herz. (auch andere Bez.) MA 7120 DEWAG, 1054 Berlin

Anpassungsfähigkeit u. fröhliche Harmonie werden geboten, gesucht wird Geborgenheit und Liebe. Ärztin, charm., gutaussehn., 39/1,72, schlk., gesch. u. 11jähr. Tochter, fanden bish. noch keine Gelegenh., „Ihn" kennenzul. Ist er klug, weltoff. und gar noch ein hilfsbereiter Kamerad, freuen wir uns auf seine Zuschr. MA 7121 DEWAG, 1054 Berlin

Bin 23/1,68, bld., schlk., su. Partner fürs Leben. Nur ernstgem. Bildzuschr. an MA 7122 DEWAG, 1054 Berlin

Habe n. geg. Bauch u. Glatze, aber mind. 1,75, intell., ehrl. u. kinderlieb soll er sein. Bin eine Durchschnittsfrau, Ende 30, u. freue mich auf Ihre Zuschr. Z 7960 Berl. Verl., 1056 Bln., PSF 286

Verkaufsstellenleiterin, 44/1,68, sucht nach großer Enttäuschung ehrl., zuverl. u. liebevollen Partner (Kind angenehm), mit Interesse für Eigenheim. Zuschr. an 683 160 DEWAG, 37 Wernigerode, Markt 4

Fröhlicher Optimist gesucht! HSA (Dipl.-Ing.), 21/1,71, schlk., zurückhalt., musikal., kunst-, tier- u. naturlieb., wü. sich Partner m. ähnl. Ambitionen, mögl. Raum Halle—Leipzig. Zuschr. an 160169 DEWAG, 401 Halle, PSF 79

Junges Mädchen, 26/1,50, ledig, leicht gehbehindert, mit Interesse für Reisen, Autotouristik, sucht auf diesem Wege lieben, verständnisv. Partner passenden Alters, ohne Anhang. Bildzuschr. an 311048 DEWAG, 92 Freiberg, Lomonossowstr. 15

Epileptiker, 30/1,70, su. lieb., treu. Mädchen, welches für mich Verständnis aufbringt, zw. Heirat. Bin Nichtr., Kd. angen., nicht Bed. MA 7123 DEWAG, 1054 Berlin

Jg. Mann, HS-Absch., 23/1,78, möchte jg., hübsches Mädchen kennenl. Raum Frankfurt/O. bevorz. (n. Bed.) Int. f. Fotogr., Musik. MA 7124 DEWAG, 1054 Berlin

Junggeselle, 32/1,68, dkl., jüng. auss., kompliziert, auch mit guten Seiten, möchte auf dies. Wege ein Mädchen od. Frau, m. Kind angen., kennenlernen. MA 7126 DEWAG, 1054 Berlin

Junger Mann, 25/1,68, Ing., sucht die Bekanntsch. eines netten, intell. Mädchens, mit Interesse f. Touristik und alles Schöne, zw. spät. Heirat. Zuschr. an 1213 DEWAG, 901 Karl-Marx-Stadt, PSF 215

MAGDEBURG

Zwischen Herrenkrug und „Unser Lieben Frauen"

„Die Stadt Magdeburg", schrieb der hier gebürtige Dramatiker Georg Kaiser, „ist nicht phantastisch. Sie hat einen Dom, der auf Jugendliche keinen Eindruck macht ... höchstens — und es genügt durchaus nicht — vermittelt der Fluß die Elbe einen mächtigeren Eindruck, aber doch nicht mächtig genug, um für die Einöde zu entschädigen." Ja, eine schöne Stadt ist Magdeburg nie gewesen trotz der Bauten am Alten Markt und der Anlagen am Adolf-Mittag-See, trotz Herrenkrug und dem Kloster „Unser Lieben Frauen", einem einzigartigen Bauwerk aus dem 10. und 11. Jahrhundert.

Magdeburg fehlen die mittelalterliche Romantik von Quedlinburg und die barocke Schönheit von Dresden; es hat nicht die Ostsee vor der Tür wie Rostock und nicht die Berge hinterm Haus wie Suhl. Wie viele Städte gewinnt es an Reiz durch den Fluß, der das Stadtbild belebt mit seinen Dampfern und Brücken, den flachen Ufern und dem Hafen, dem größten Binnenhafen der DDR übrigens.

Auch das Land, das die Stadt umgibt, die weite, flache und fruchtbare Börde, lockt kaum Touristen an. Magdeburg war und ist die Stadt der Schwermaschinenbaubetriebe, die früher Krupp und Wolff hießen, und die heute nach Ernst Thälmann, Karl Liebknecht, Karl Marx und Georgi Dimitroff benannt sind und Riesenbagger für die Braunkohlenförderung, Industrieausrüstungen, Chemieanlagen, Schiffsdiesel, Armaturen und Meßgeräte herstellen.

Diese Stadt ist längst nicht mehr das alte Magdeburg, das Georg Kaiser beschrieb. Wer heute mit dem Auto durch Magdeburg kommt, kann die Stadt in 15 Minuten auf der Nord-Süd-Trasse durchqueren. Wer aber wie wir sich umsehen möchte oder gar mit der Kamera ein Stadtporträt in Bildern festhalten, der findet hier manch lohnendes Objekt. Der besondere Stolz der Magdeburger ist die neue Elb-Promenade, mit der sie sich selbst einen alten Wunschtraum erfüllten. Hier, im ehemaligen Hinterhof der Stadt, wo sich Mietskasernen und Lagerschuppen, Gleis- und Fabrikanlagen bis ans Ufer drängten, entstand die Promenade der Völkerfreundschaft, die ein Stückchen Landschaft in die Stadt holt. Tausende Magdeburger, fast hundert Betriebe und viele Künstler beteiligten sich an den Aufbauarbeiten, nahmen am Wettbewerb „Schöner unsere Stadt — Mach mit!" teil.

Die drei Männer, die wir hier abbilden, stehen für viele fleißige Magdeburger. Der Freizeitgärtner Werner Oelze, Meister in der Großschmiede des volkseigenen Thälmann-Werkes, pflegt nach Feierabend 720 Quadratmeter Böschung an der neuen Autobahntrasse. Der ehemalige Maschinenbau-Ingenieur Kurt Eicke und der Mitarbeiter der Deutschen Volkspolizei Willi Dobberahn, der seit 23 Jahren an der Spitze seines Wohnbezirksausschusses der Nationalen Front steht, haben in den letzten Jahren viel zur Verbesserung der Lebensbedingungen in ihrem Wohnbezirk getan.

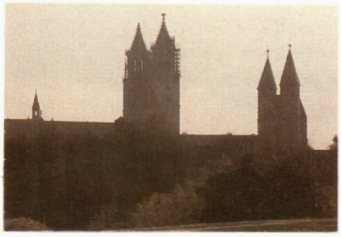
In Magdeburg konnten in den letzten fünf Jahren 44 000 Menschen bessere Wohnungen beziehen, das ist jeder 6. Einwohner der Stadt. Allein in Magdeburg-Nord entsteht eine Stadt für 35 000 Bürger. Wovon müßte man noch erzählen, wenn man aus Magdeburg kommt? Von der Technischen Hochschule vielleicht, die nach dem berühmten Magdeburger Otto von Guericke benannt ist (dem Mann mit den Halbkugeln, die kein Physiklehrer ausläßt, um seinen Schülern die Wirkung des Vakuums zu beweisen), von dem bekannten Magdeburger Puppentheater, vom Goldenen Reiter, „vermutlich Otto I. darstellend", der restauriert wurde, und vom Kulturpark Rotehorn, einem beliebten Ausflugsziel der Magdeburger.

M. G.

Willi Dobberahn, Werner Oelze und Kurt Eicke (von links nach rechts) haben viel für die Verschönerung ihrer Stadt getan

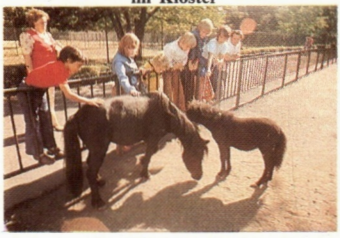
MAGDEBURG

Alter Markt mit Rathaus und Johanniskirche



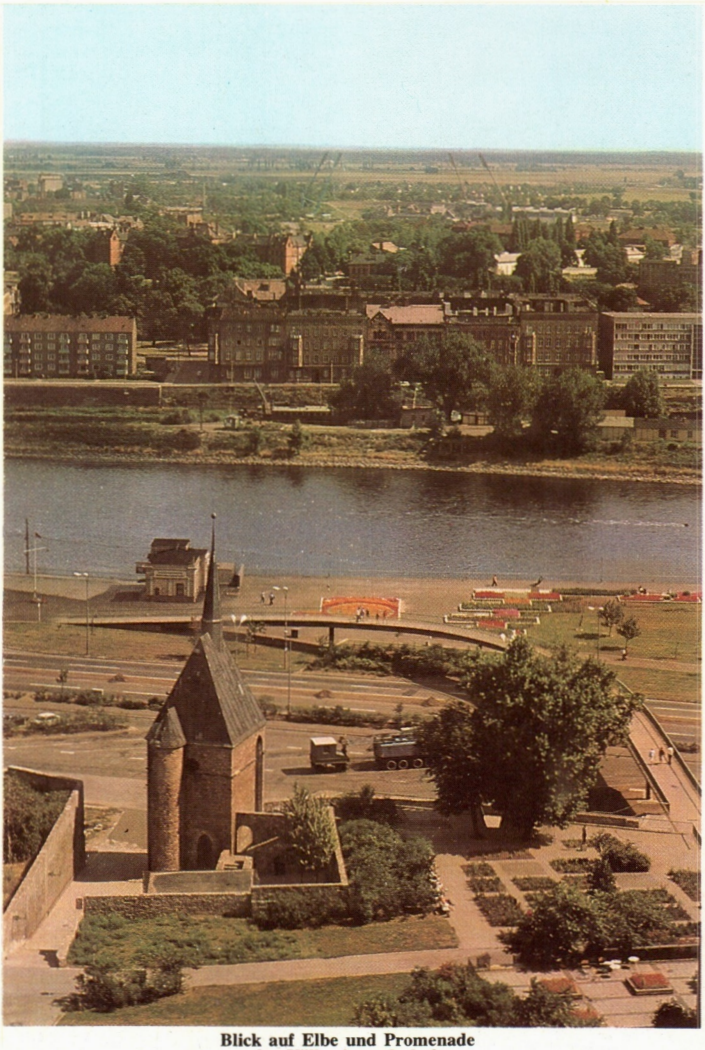
Dom mit Kloster „Unser lieben Frauen“

Plastikausstellung von Bernd Göbel im Kloster



Im Neustädter Zoo

Geschwister-Scholl-Park

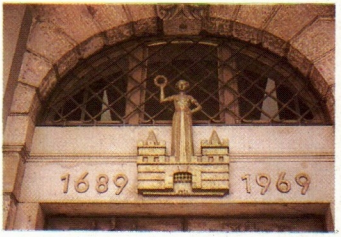


Blick auf Elbe und Promenade der Völkerfreundschaft

Fotos: Brigitte Voigt

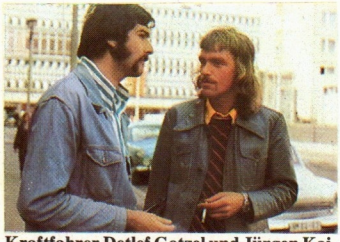
Kollegen der Brigade „Friedhelm Lachmund“ im Neubaugebiet Nord

Junge Magdeburgerin heute ...



... und im Stadtwappen am Rathaus

Türöffner am Eingang des Klosters „Unser Lieben Frauen“ von H. Apel



Kraftfahrer Detlef Gotzel und Jürgen Kaiser, Student der TH „Otto von Guericke“

Otto-von-Guericke-Denkmal

Restaurierter Kulturbundklub „Otto von Guericke“

Im Neubaugebiet Magdeburg Nord

Springbrunnen in der Karl-Marx-Straße

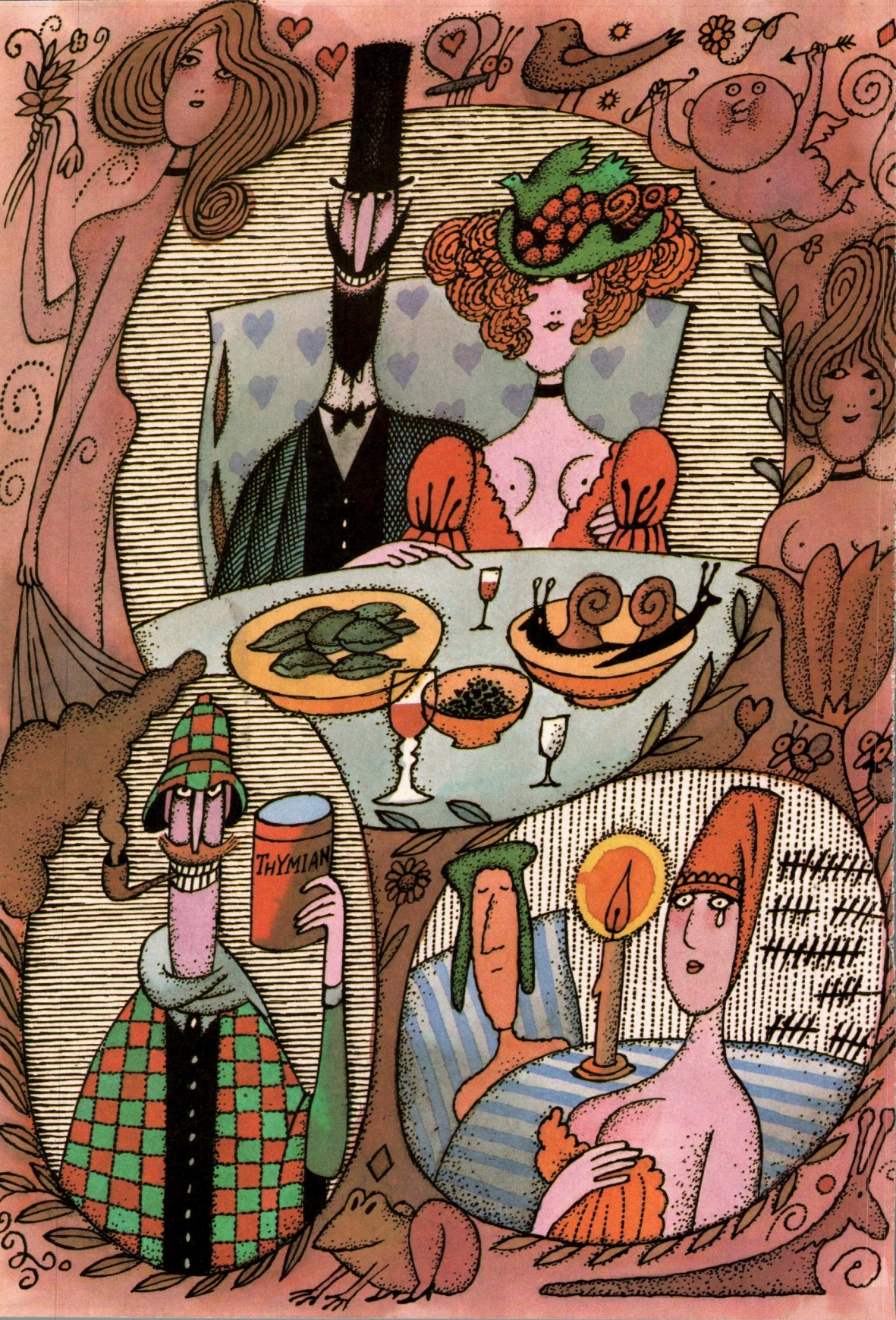
Magdeburger Reiter auf dem Alten Markt

Karl-Marx-Straße

Altstoffsammler

Promenade der Völkerfreundschaft

Eisblütig


THYMIAN

Bei Vollmond um Mitternacht unterm Galgen zu pflücken

LIEBESKRÄUTER, und was es damit auf sich hat

Als ich klein war, besuchte ich für mein Leben gern meine Großeltern auf dem Lande. Dort gab es oft Enten, Tauben und zu Weihnachten eine Gans. Mein Großvater tranchierte die gebratenen Vögel, und dann entspann sich meist ein Disput über den Stütz.

„Möchtest du ihn haben oder darf ich ihn essen?" fragte er. Ein andermal sagte sie: „Heute möchte ich den Stütz"; und dabei lächelte sie ihn vielsagend an.

Mir wurde erklärt: „Das ist nichts für kleine Mädchen"; dabei zwinkerten sich die beiden zu, so, als ob sie ein geheimes Abkommen getroffen hätten.

Viele Jahre nach Großvaters Tod erinnerte ich Großmutter an dieses seltsame Verhalten. Sie blickte über meine Schulter auf sein Bild an der Wand. Jenes geheimnisvolle Lächeln kehrte auf ihr Gesicht zurück, als sie ein wenig scheu sagte: „Das war unsere Art, ein Stelldichein zu verabreden." Ich sah sie verwirrt an, und sie fügte nach einigem Zögern hinzu: „Hm, na ja, weißt du ... diese gewissen Körperteile von Vögeln, Bürzel sagen die Gelehrten, sollen nämlich die Liebeslust steigern. Ich glaube, du weißt, was ich meine!"

„Und du hast daran geglaubt?" fragte ich. „Das will ich nicht sagen. Aber auf jeden Fall hat es die Vorfreude erhöht. Letzten Endes spielen sich alle diese Dinge in unserem Kopf ab, findest du nicht auch?"

Hatte Großmutter recht? Spielt es sich wirklich im Kopf ab und nicht ein wenig weiter unten? Wird die Suche der Menschheit nach einem Liebesmittel, das ein Leben lang sexuelle Kraft garantiert, ebenso unbelohnt bleiben wie die Suche nach dem Stein der Weisen oder nach der ewigen Jugend? Andererseits: Was wäre, wenn wir wirklich jenen Liebestrank fänden, der uns „unerträgliches Vergnügen, unbegrenzt" gewährte? Würde das nicht mehr Probleme verursachen als lösen?

Es war immer so: Sobald wir älter werden, sind wir bestrebt, uns so lange wie möglich die Vitalität zu bewahren. Wir sind durchaus geneigt, alles mögliche zu glauben und insgeheim selbst obskure, von Quacksalbern angepriesene Mittelchen auszuprobieren, wenn sie uns nur die Erfüllung dieses einen Wunsches versprechen.

Die griechische Liebesgöttin Aphrodite lieh diesen Mitteln ihren Namen: Aphrodisiaka. Zu allen Zeiten hat es junge Leute gegeben, die einander heimlich Liebestränke einflößten. Da hat es unzählige Ehefrauen gegeben, die harmlose oder auch weniger harmlose Zutaten in die Speisen für ihre schon korpulent gewordenen Männer mischten. Oder die ältlichen Frauen und Männer, die sich voller Hoffnung ein „garantiert" sicheres Liebespulver mit ihrem weitaus jüngeren Partner teilten, den sie zu verführen dachten. Oder die Frauen, die versuchten, sich selbst zu erregen und dadurch ihren Liebhaber erregbarer zu machen. Oder die eitlen jungen Männer, die ihre Manneskraft beweisen wollten. Oder die jungen Mädchen, die bemüht waren, ein Verlangen auszulösen, das sich in ihrem Schoß noch nie geregt hatte.

Es würde schwerfallen, auch nur eine einzige Pflanze zu nennen — ausgenommen höchstens das gewöhnliche Gras —, die nicht zu irgendeiner Zeit und irgendwo auf der Welt in dem Ruf gestanden hätte, die sexuelle Potenz zu erhöhen. Dabei hatten die Gewürze, von Anis bis Zimt, in der glänzenden Versammlung der Sex-Stimulantien ihren besonderen Platz. Ausländische Gewürze waren in früheren Zeiten sehr teuer. Das allein genügte, um den Glauben zu erwecken, die exotischen Würzstoffe seien auch erotisch. Dieser Glaube wiederum ließ die Händler die Preise noch mehr in die Höhe treiben; die Armen brauchten keine Gewürze — sie würden dadurch bloß ermutigt zu „sündigen" und mehr Kinder in die Welt zu setzen.

Die Suche nach Aphrodisiaka beschränkte sich nicht auf die Pflanzen. Sie ging von den Insekten über gewisse Körperteile von Säugetieren wie die Hoden von Widdern und Ziegenböcken, die Stütze oder Bürzel von Geflügel bis zu Milch und Rogen von Fischen.

Noch immer pflegen reiche Verführer Kaviar, Austern, Schnek-

◁ *Illustrationen: Adolf Born*

ken, gepfefferte Speisen und Champagner für junge Mädchen aufzutischen, mit denen sie danach ins Bett steigen möchten.

Heutzutage werden in westlichen Ländern in sogenannten Sex-Shops Tausende von „Substanzen" verkauft, die alle mehr oder weniger garantieren, „Leichen" lüstern und arglose Empfänger so liebestoll zu machen, daß sie es gar nicht erwarten können, mit dem nächsten Besten ins nächstbeste Bett zu hüpfen.

Kürzlich wurde in Italien — in Verbindung mit Sex-Magazinen — ein besonders hochgepriesenes „orientalisches Pulver" verkauft und behauptet, es böte Gewähr für „phantastische sexuelle Aktivitäten". Die Polizei beschlagnahmte das „Wundermittel", und nach der Untersuchung stellte sich heraus, daß es roter Pfeffer war.

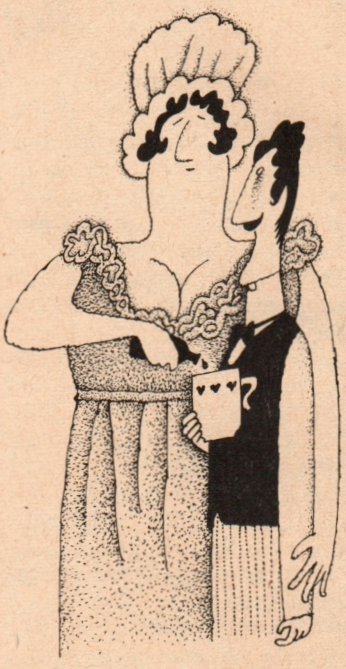
In China sagt man, die Leute aus Szechuan seien außergewöhnlich sinnlich, weil dort sehr viel roter Pfeffer gegessen wird. (Freilich erstreckt sich dieser Ruf nicht auf die Provinz Hunan, wo die Leute genausoviel, wenn nicht noch mehr roten Pfeffer verspeisen.) Ebenso ist der Ruf der Italiener und Franzosen als besonders heißblütige Liebhaber sicher nicht ohne Zusammenhang mit der aphrodisiakischen Wirkung, die man dem Knoblauch, dem Porree und der Zwiebel zuschreibt.

Sellerie — ein uraltes Gemüse — wurde jahrhundertelang verwendet, um Dutzende von Krankheiten zu heilen und um die Milch stillender Mütter in Strömen fließen zu lassen. Das führte zu der Annahme, eine so mächtige Pflanze müsse auch auf die Sexualorgane günstig wirken. Unter ihren diesbezüglichen Fürsprechern befindet sich eine Expertin wie Madame Pompadour, die freimütig erklärte: „Ich bin, o weh, von Natur aus kalt." Um Ludwig XV. im Bett dennoch höchstes Vergnügen zu gewähren, trank sie literweise Selleriesuppe. Über den Erfolg hat sie freilich nichts hinterlassen.

Eine Redensart aus der Antike besagt: „Wenn eine Frau wüßte, welche Glut im Sellerie ruht, sie würde jeden Tag einen Boten nach Rom schicken, um ihrem Ehemann Selleriesalat vorzusetzen." Da haben wir es heute einfacher, wir brauchen keine reitenden Boten, sondern nur ein Glas davon aus dem Konsum zu öffnen.

Während bei uns jeder zweite den Sellerie ziemlich oft mit geheimen Absichten verspeist, hat zum Beispiel in England kein Mensch je von seiner den Geschlechtstrieb fördernden Wirkung gehört. Dafür sagen die Inselbewohner von sich selber in Sachen Liebe doppeldeutig: „An englishman takes his time." Die Worte „time" (Zeit) und „Thyme" (Thymian) werden im Englischen gleich ausgesprochen! Und vom Thymian sagt man, daß er zur Liebe geneigter mache; man würzt zum Beispiel den Hochzeitsbraten damit.

Eine ganze Reihe von Pflanzen werden den „Aphrodisiaka" teilweise oder sogar hauptsächlich ihrer Form wegen zugeschrieben, vor allem die Mohrrübe und die Gurke, aber auch Ginseng und Mandragora — eine oft als Alraun bezeichnete Wurzel. Sie alle wekken Assoziationen mit dem menschlichen Körperbau. Samuel Pepys, der liebestolle englische Tagebuchschreiber des 17. Jahrhunderts, erwähnte mit Genugtuung, daß er etwas von der berühmten koreanischen Wurzel erworben habe. In den Wundergeschichten über Mandragora heißt es unter anderem, daß das Kraut besonders gut unter dem Galgen wüchse und daß einige Pflanzen schrien, sobald man sie bei Vollmond um Mitternacht pflückt. Wer so ein Exemplar findet, dem wird eine tolle Nacht garantiert.

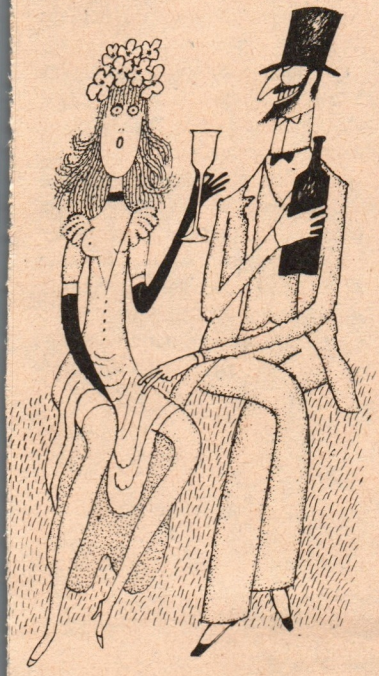


Sowohl Ginseng als auch Mandragora enthalten medizinische Stoffe, die den Kreislauf und die Nerventätigkeit positiv beeinflussen; daher es ist durchaus möglich, daß sie hier und da die Kapazität eines gehemmten Kavaliers tatsächlich gesteigert haben.

Wie man aus dem Werdegang der Aphrodisiaka sieht, handelte es sich das eine Mal um ganz gewöhnliche Nahrungsmittel oder Getränke, das andere Mal um Arzneimittel oder besondere Pülverchen.

Kaum hatte einer ihrer geistigen Urheber ein Liebesmittel in Mode gebracht, wurde es sogleich woanders von einem anderen Theoretiker als Liebestöter bezeichnet und als gesundheitsschädlich verschrien. Einige kommerzielle Aphrodisiaka können in der Tat gefährlich werden. Die Legende berichtet von einer mittelalterlichen französischen Stadt, in der die Potenz der Männer (merkwürdigerweise nicht die der Frauen) unter einer Epidemie gelitten hatte. Die Ehefrauen suchten ihren Männern mit der getrockneten und zu Pulver zerriebenen Spanischen Fliege wieder auf die Sprünge zu helfen — wie es heißt, mit ausgezeichnetem Erfolg: Einer der Männer liebte seine Frau 42mal in zwei Nächten, worauf er allerdings verschied.

Bei King Ping Meh, in einem der ältesten chinesischen Romane, tut Goldlotos dem Oberschurken, einem liederlichen, ausschweifenden Beamten, eine Überdosis seiner Liebespillen in den Wein. Er stirbt auf ähnliche Weise wie der Franzose: lange Zeit besinnungslos, war er in kurzen Momenten des Wachseins für gewisse Zwecke durchaus noch verwendbar.



Wenn in einer mittelalterlichen Kräuterkiste 30 Mittel sexuelle Erregung auszulösen versprachen und nur zwei dieselbe bezähmen sollten, so war zweifellos der Wunsch der Vater des Gedankens. Man glaubte an die ihnen zugeschriebene Wirkung, und eben deshalb halfen sie auch — mitunter.

In allen Sprachen verkünden Redensarten den Effekt der verschiedenen sexuellen Stimulanzien (in der Regel Pflanzen): „Basilikum wirft Jungfrau'n um", „Besteckt die Braut mit Rosmarin, die Liebe wird nie mehr entfliehn", „Willst du die Liebe einer Frau erringen, gib ihr eine Zwiebel", „Ich würze den Salat mit Dill, und du mußt machen, was ich will!"

Beweise für diese ermunternden Behauptungen sind allerdings schwer auffindbar. Wir neigen nun mal dazu, uns an die Erfolge zu erinnern und die Mißerfolge zu vergessen — ein Fakt übrigens, von dem Giftmischerinnen, Quacksalber und Zauberer oft genug profitierten, ja noch immer profitieren. Mit Liebestränken ist es nicht viel anders...

Nehmen wir zum Beispiel den jungen Burschen, der abends mit seinem Mädchen spazierengeht. Er hat die Mär gehört, Dill steigere ihre Lust und vermindere ihren Widerstand. Geschickt bringt er sie dazu, etwas von dem besagten Kraut zu essen. Es ist ein warmer Abend, die Fledermäuse flattern in der Abenddämmerung vorbei, der Mond geht auf, und alle Wohlgerüche der Natur liegen in der Luft. Sie machen Rast auf einem frisch getrockneten Heuhaufen, und das Wundermittel Dill kommt ins Spiel. Sie seufzt erleichtert auf, als er endlich Mut faßt und das tut, wonach sie sich schon so lange gesehnt hat. Und er ist für alle Zeiten von der Wirksamkeit des Krauts überzeugt.

Wie aber steht es mit dem Alkohol? Niemand kann leugnen, daß er durchaus in der Lage ist, bei Männlein wie Weiblein Hemmungen zu dezimieren und gleichzeitig den Blutzustrom zu den sexuell erregbaren Zonen zu fördern. Das gilt allerdings nur bis zu einer gewissen Grenze.

„Vieles Trinken", sagt der Pförtner in Macbeth, „ist ein Zweideutler gegen die Buhlerei; es schafft sie und vernichtet sie; treibt sie an und hält sie zurück; macht ihr Mut und schreckt sie ab..."

Auch ganz allgemein gesagt, ist ein Alkoholiker, was immer er trinkt, nicht besonders potent, denn er verliert das Interesse an der Sache, weil der Alkohol von einer bestimmten Menge an die Konzentrationsfähigkeit lähmt.

Aus ganz anderen Gründen würde zweifellos auch der Knoblauch zu den Zweideutlern zählen. Knoblauch mag den Esser in noch so hohem Maße erregen — wenn das Objekt seiner beziehungsweise ihrer Sehnsüchte nicht ebenfalls davon gegessen hat, würde der Geruch alles verderben.

Dann ist es also wahr: Es gibt kein Mittel, das sexuelle Erregung zu bewirken und die Potenz zu steigern vermag? Shakespeares Pförtner würde darauf antworten: Ja und nein. Die Wissenschaftler sind

sich bisher darin einig, daß sämtliche Arzneien zur Stimulierung der Sex-Organe nicht mehr und nicht weniger wirksam sind als alle sogenannten Verjüngungsmittel. Wo und sofern sie helfen, so nur dank der Einbildung, dem Glauben an ihre Wirksamkeit.

Dennoch können viele der Kräuter, die der Vater der Medizin, Hippokrates, einst in eine Liste eingetragen hat und die heute noch in der Küche Verwendung finden, durchaus von Nutzen sein. Vielleicht zäumen wir das Pferd am falschen Ende auf. Denn genau wie das Eßzentrum, ist auch das Sex-Zentrum im Kopf stationiert und nicht weiter unten. Daraus folgert eigentlich, daß auch der Tisch nicht allzuweit vom Bett entfernt sein sollte. Ein ausschweifender viktorianischer Major unterwies seinen Freund in Sachen Liebe und Essen: „Versuche nie ein Mädchen zu verführen, bevor du ihr den Magen mit guten Sachen gefüllt und ihr reichlich Wein eingeflößt hast. Nimm dir Zeit, ein gutes Mahl ist schon der halbe Weg zum Ziel."

Männer sind natürlich für gutes Essen genauso empfänglich. Encolpius, der vermeintliche Sklave Polyänos', dem beim Umarmen der Circe sein wichtigster Körperteil versagt hatte, versuchte mit allen Mitteln die Panne auszubügeln: „Sorgfältig pflegte ich meinen schuldbeladenen Körper; ich badete kurz, salbte mich nur mäßig und nahm eine stärkende Mahlzeit ein: Zwiebeln und Austern ohne ihren Saft, dazu trank ich nur wenig Wein. Vor dem Schlafengehen machte ich noch einen Spaziergang..."

Schlaf und eine normale, eiweißreiche Ernährung fördern die Begierde, Übermüdung und Übernährung hemmen sie. Nur mit einem Butterbrot im Magen kommt ein müder Liebhaber nicht weit. Wie Stendhal über die Braunschweiger schrieb: „Mir scheint, ihr Butterbrot und ihre ewigen Milchspeisen sind nicht geeignet, sie lebhafter zu machen. Ich zweifele nicht, daß ihre geistige Struktur sich änderte, wenn jeder Mann täglich eine Flasche Languedoc tränke."

Davon abgesehen, ist es wirklich ein Jammer, daß so viele Leute um die meisten Gewürze einen weiten Bogen machen oder aus Bequemlichkeit behaupten, es gäbe hierzulande nichts Gescheites. Sie erkennen nicht, daß einfache, aber gut gewürzte Speisen im rechten Maß in uns ein Gefühl der Ruhe und des Wohlbefindens auslösen, die Verdauung anregen und uns ermutigen, höhere Dinge zu tun...

Wahrscheinlich hatten meine seligen Großeltern recht, wenn sie ihr vorbereitendes Liebesspiel — im Beisein der Kinder und doch heimlich — bei einem auserlesenen Mahl am Sonntag spielten, wenn der Nachmittag ihnen gehörte. Meist gibt es nur ein einziges echtes Aphrodisiakum: ein Mitglied des anderen Geschlechts.

„Es spielt sich alles in unserem Kopf ab", sagte meine Großmutter. Ohne es zu wissen, sprach sie damit den Gedanken aus, den der alte Philosoph Kekaton von Rhodos in die weisen Worte gekleidet hatte: „Ich kann dir kein Liebesmittel nennen, keine Medizin, keine Kräuter, keinen Zauberspruch einer Giftmischerin: willst du geliebt werden, dann liebe!"

Dr. Ursula Wittbrodt

Koche mit Liebe, würze mit...

Anis bringt Begierde zu ehelichen Werken
Artischocken erzeugen Hitze und Begierde
Bananenesser sind die bedeutendsten Liebhaber(innen)
Birnenesser sind tolle Hechte im sexuellen Karpfenteich
Dill schwächt die Zeugungskraft
Steck dir einen Zweig **Eberraute** ein, und du bist unwiderstehlich
Essig macht schön und unwiderstehlich
Fenchel mehrt den Samen
Gewürznelken, gestoßen in Milch, vermehren den Samen und verlocken zur Unkeuschheit
Granatäpfel wecken venerische Lüste
Kardamom regt das Liebesverlangen der Frauen an
Kartoffelliebhaberinnen schenken dem Partner Stunden anregendsten Liebesgenusses
Kerbel hilft dem durch Beischlaf erschöpften Körper wieder auf und stachelt selbst schlaffe Greise zur Begattung an
Knoblauch schafft Lust und Kraft und erhöht den Mut. Er gilt als König der Gewürze sowie als Symbol der Fruchtbarkeit und der ewigen Jugend
Korriander, benymmet auch die Uffrechtung des Mannes Ruten, genannt erectio virge; zu viel Korriander macht toll und unsinnig
Kranichbürzel erhöhen die Potenz
Kümmel vertreibt die Liebe
Leopardenmark, in Ziegenmilch gekocht, erneuert ermüdete Manneskraft
Majoran ist nicht umsonst die Wappenpflanze der Aphrodite; er steigert die Liebesfähigkeit
Muskat steigert die Potenz
Paprika macht wild und regt die Keimdrüsen an
Petersilie führt zur Kräftigung des kleinen Beckens
Pfeffer weckt die Begierde der Unkeuschheit
Rotkohl verrät den bisexuellen Liebhaber
Salbei öffnet das Schößchen der Geliebten
Salz tilgt den Samen
Senfkörner reizen zur Unkeuschheit
Tomaten machen liebestoll
Vanille steigert die Liebesglut
Weißkohlesser sind mit allen Liebeswassern gewaschen
Das Trinken von gezuckerter Milch, zubereitet mit den Hoden von **Widder** und **Ziegenbock,** wirkt auf die Potenz

LAMMKEULE

Fortsetzung von Seite 9

terkopf des Toten. Er zeigte es O'Malley, und der stürzte sofort zum Telefon.

Bald erschienen noch mehr Männer. Zuerst ein Arzt, dann zwei Detektive — den einen kannte sie dem Namen nach. Später kam ein Polizeifotograf und machte Aufnahmen; auch ein Experte für Fingerabdrücke traf ein. Es wurde viel geflüstert und gemurmelt neben dem Toten, und die Detektive stellten ihr Fragen über Fragen. Aber sie behandelten sie sehr freundlich. Sie erzählte wieder ihre Geschichte, diesmal von Anfang an: Patrick war nach Hause gekommen, und sie hatte genäht, und er war müde, daß er nicht zum Abendessen ausgehen wollte. Sie berichtete, wie sie das Fleisch in den Ofen geschoben hatte — „es ist immer noch drin" —, wie sie wegen der Kartoffeln und der Erbsen zum Kaufmann gelaufen war und wie sie Patrick bei der Rückkehr leblos auf dem Boden gefunden hatte.

„Welcher Kaufmann?" fragte einer der Detektive. Sie sagte es ihm. Er drehte sich schnell um und flüsterte dem anderen Detektiv etwas zu. Der Mann verließ sofort das Haus.

Nach einer Viertelstunde kam er mit einer Seite Notizen zurück. Wieder wurde leise verhandelt, und durch ihr Schluchzen hindurch drangen ein paar Satzfetzen an ihr Ohr: „... hat sich völlig normal benommen ... sehr vergnügt ... wollte ihm ein gutes Abendessen machen ... Erbsen ... Käsekuchen ... unmöglich, daß sie ..."

Kurz darauf verabschiedeten sich der Fotograf und der Arzt; zwei Männer traten ein und trugen die Leiche auf einer Bahre fort. Dann ging auch der

Experte für Fingerabdrücke. Die beiden Detektive aber blieben da, die beiden Polizisten ebenfalls. Sie waren ausgesprochen freundlich zu ihr. Jack Noonan erkundigte sich, ob sie nicht lieber anderswo hingehen wolle, vielleicht zu ihrer Schwester oder zu seiner Frau, die sich gern um sie kümmern und sie für die Nacht unterbringen werde.

Nein, sagte sie. Im Augenblick sei sie einfach nicht fähig, auch nur einen Schritt zu tun. Hätten sie etwas dagegen, wenn sie hierbliebe, bis sie sich besser fühlte? Wirklich, im Augenblick könne sie sich zu nichts aufraffen.

Dann solle sie sich doch ein Weilchen hinlegen, schlug Jack Noonan vor.

Nein, sagte sie. In diesem Sessel sei sie am besten aufgehoben. Später vielleicht, wenn es ihr etwas besser ginge ...

Sie blieb also sitzen, während die Männer das Haus durchsuchten. Gelegentlich stellte einer der Detektive ihr eine Frage. Manchmal sprach Jack Noonan ihr sanft zu, wenn er vorbeikam. Von ihm erfuhr sie auch, daß ihr Mann durch einen Schlag auf den Hinterkopf getötet worden war, durch einen Schlag mit einem stumpfen Gegenstand, höchstwahrscheinlich einem großen Stück

Metall. Sie suchten die Waffe. Der Mörder, sagte Jack, habe sie vermutlich mitgenommen; er könne sie aber ebensogut im Garten oder im Hause versteckt haben.

„Es ist die alte Geschichte", schloß er. „Wenn man die Waffe hat, hat man auch den Täter."

Später kam einer der Detektive und setzte sich neben sie. Vielleicht habe irgendein Gegenstand im Hause als Waffe gedient, meinte er. Würde sie wohl so freundlich sein und nachsehen, ob etwas fehlte — ein sehr großer Schraubenschlüssel zum Beispiel oder eine schwere Metallvase. Metallvasen hätten sie nicht, antwortete sie. „Aber einen großen Schraubenschlüssel?" Nein, auch keinen großen Schraubenschlüssel. Höchstens in der Garage.

Die Suche ging weiter. Sie wußte, daß draußen im Garten noch mehr Polizisten waren, denn sie hörte ihre Schritte auf dem Kies, und manchmal sah sie durch einen Spalt zwischen den Vorhängen das Aufblitzen einer Taschenlampe. Es war schon ziemlich spät, fast neun, wie ihr ein Blick auf die Uhr zeigte. Die vier Männer, die die Zimmer durchsuchten, machten einen müden, leicht gereizten Eindruck.

„Jack", sagte sie, als Wachtmeister Noonan wieder einmal vorbeikam. „Würden Sie mir wohl etwas zu trinken geben?"

„Natürlich, Mrs. Maloney. Von dem Whisky hier?"

„Ja, bitte. Aber nur ganz wenig. Vielleicht wird mir davon besser."

Er reichte ihr das Glas.

„Warum trinken Sie nicht auch einen Schluck?" fragte sie. „Bitte, bedienen Sie sich doch. Sie müssen schrecklich müde sein, und Sie haben sich so rührend um mich gekümmert."

„Hm ..." Er zögerte. „Eigentlich ist es ja nicht erlaubt, aber einen kleinen Tropfen zur Stärkung könnte ich ganz gut gebrauchen!"

Nach und nach fanden sich auch die anderen ein, und jeder wurde überredet, einen Schluck Whisky zu trinken. Sie standen recht verlegen mit ihren Gläsern herum, fühlten sich etwas unbehaglich in Gegenwart der Witwe und suchten krampfhaft nach tröstenden Worten. Wachtmeister Noonan ging aus irgendeinem Grund in die Küche, kam sofort zurück und sagte: „Hören Sie, Mrs. Maloney, Ihr Ofen ist noch an, und das Fleisch ist noch drin."

„Ach herrje", rief sie. „Das hatte ich ganz vergessen."

„Am besten drehe ich ihn wohl aus, was?"

„Ja, Jack, das wäre sehr nett von Ihnen. Herzlichen Dank."

Als der Sergeant zum zweitenmal zurückkam, sah sie ihn mit ihren großen, dunklen, tränenfeuchten Augen an. „Jack Noonan", begann sie zaghaft.

„Ja?"

„Würden Sie mir einen kleinen Gefallen tun — Sie und die anderen?"

„Wir wollen's versuchen, Mrs. Maloney!"

„Nun", fuhr sie fort, „Sie alle sind doch gute Freunde meines lieben Patrick gewesen, und jetzt bemühen Sie sich, den Mann zu fangen, der ihn umgebracht hat. Inzwischen werden Sie wohl schon schrecklichen Hunger haben, denn Ihre Essenszeit ist ja längst vorbei. Ich weiß, daß Patrick — Gott sei seiner Seele gnädig — mir nie verziehen hätte, wenn ich Sie in seinem Haus nicht anständig bewirtete. Wollen Sie nicht den Lammbraten essen, der im Ofen ist? Ich denke, er wird gar sein?"

„Kommt überhaupt nicht in Frage", wehrte Jack Noonan bescheiden ab. „Bitte", sagte sie flehentlich. „Bitte, essen Sie das Fleisch. Ich könnte keinen Bissen davon anrühren, weil es für Patrick bestimmt war, verstehen Sie? Aber für Sie ist das etwas anderes. Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie alles aufäßen. Hinterher können Sie ja weiterarbeiten."

Die vier Polizisten widersprachen zwar, doch sie waren tatsächlich sehr hungrig, und nach einigem Hin und Her willigten sie ein, in die Küche zu gehen und sich zu bedienen. Die Frau blieb in ihrem Sessel sitzen. Durch die offene Tür konnte sie hören, wie sich die Männer unterhielten. Ihre Stimmen klangen dumpf, wie verschleiert, da sie den Mund voller Fleisch hatten.

„Noch ein Stück, Charlie?"

„Nein. Wir wollen lieber nicht alles aufessen."

„Aber sie will, daß wir's aufessen. Wir tun ihr einen Gefallen damit, hat sie gesagt."

„Na gut. Dann gib mir noch was."

„Muß eine verdammt dicke Keule gewesen sein, mit der dieser Kerl den armen Patrick erschlagen hat", bemerkte einer der Polizisten. „Der Doktor sagt, sein Schädel ist völlig zertrümmert. Wie von einem Schmiedehammer."

„Na, dann dürfte es nicht schwierig sein, die Mordwaffe zu finden."

„Wer's auch getan hat — er wird so ein Ding nicht länger als nötig mit sich herumschleppen."

Einer von ihnen rülpste. „Also ich glaube ja, daß er noch hier im Haus oder im Garten ist. Wahrscheinlich genau vor unserer Nase, was, Jack?" Und im Wohnzimmer begann Mrs. Maloney zu kichern.

(Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt Verlages, Reinbeck bei Hamburg)

Buch des Monats

BUCHHAUS LEIPZIG

BUCH CLUB 65

WERDEN SIE MITGLIED DES BUCHCLUBS 65, und Sie erhalten jeden Monat ein Buch in Leinen mit Schutzumschlag zum Vorzugspreis von 7,— M, vierteljährlich eine illustrierte Leserzeitschrift, nach dem Bezug von 12 Bänden den GESCHENKBAND: Heinz Knobloch, Das Lächeln der Zeitung. Sollten Sie eines der Bücher bereits besitzen, halten wir eine Auswahl von Austauschbänden bereit. Tragen Sie dann die Nummer des gewünschten Buches in die für den Monatsband vorgesehene Rubrik ein. (Lieferung nur innerhalb der DDR).

UNTER DEM SOMMERHIMMEL -779-
Vytautas Bubnys · Aus d. Lit., etwa 340 Seiten
Im Mittelpunkt der Handlung dieses litauischen Gegenwartsromans steht das Schicksal der Familie Kreivenas.

EIN BLATT LIEBE -790-
Emile Zola · Aus d. Franz., 367 Seiten
Der Roman ist eine psychologische Meisterstudie über das Verhalten Verliebter.

STUNDE DER WAHRHEIT -872-
Karl Zuchardt · Etwa 536 Seiten
Vier Könige erleiden den schicksalhaften Ausklang ihres Lebens. Von König Heinrich VIII. von England spannt sich der Bogen über Philipp II. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich bis zu Friedrich II. von Preußen. In vier Ländern spielt sich ein Schlußdrama des absoluten Königtums ab.

FRÜHLINGSFLUTEN -877-
Iwan Turgenjew · Aus d. Russ., etwa 484 Seiten
Dieser Band enthält eine Auswahl der späten Erzählungen des Dichters aus den Jahren von 1870—1883.

THEOPHILUS NORTH oder EIN HEILIGER WIDER WILLEN -950-
Thornton Wilder · Aus d. Amerik., etwa 480 Seiten
Die heitere Beichte — mit einem lachenden und mit einem weinenden Auge — des Lebenskünstlers Theophilus North.

IM SCHLARAFFENLAND -887-
Heinrich Mann · Etwa 370 Seiten
Es ist die Geschichte vom Aufstieg und von der Enttäuschung eines Studenten aus der Provinz — eine beißende Satire auf das Großbürgertum der Jahrhundertwende.

DER REGENBOGEN -972-
Bruno Apitz · 472 Seiten
Spannung und Handlungsverlauf (1900—1920) dieses Buches werden vom Erlebnisbereich einer proletarischen Mutter bestimmt, die — völlig auf sich gestellt — für ihre Kinder ein menschenwürdiges Dasein anstrebt.

DAS NADELÖHR -886-
Clarisse Nicoidski · Aus d. Franz., etwa 285 Seiten
In diesem Familienroman geht es um menschliche Beziehungen, die in der scheinbar heilen Bürgerwelt in Wirklichkeit gar nicht mehr existieren.

DIE SACHE MIT MARIA -951-
Herbert Otto · Etwa 350 Seiten
Herbert Otto erzählt den Lebensweg zweier origineller, beeindruckender Persönlichkeiten.

DER SCHWANENZUG -952-
Wassyl Semljak · Aus d. Russ., etwa 395 Seiten
In den 30er Jahren, unmittelbar vor der Kollektivierung, sind die traditionsgebundenen Bauern eines ukrainischen Dorfes weit entfernt vom sozialistischen Bewußtsein. Der Trieb nach Besitz führt sie zu Abhängigkeit, Bösartigkeit und Neid.

AKROPOLIS -953-
Jerzy Putrament · Aus dem Polnischen, etwa 485 Seiten
Ein Roman über Griechenland, dem ein authentisches Ereignis (1947) zugrunde liegt.

MATTIA PASCAL -954-
Luigi Pirandello · Aus d. Italien., etwa 330 Seiten
Mattia Pascal glaubt, sein altes, vielfach nutzloses Leben abstreifen zu können, um ganz neu anzufangen.

Austauschbände

DER FRIEDE IM OSTEN · Erik Neutsch -776-
Erstes Buch: Am Fluß · 512 S., Leinen

UNGEDULD -728-
Juri Trifonow · Aus d. Russischen, 412 Seiten
Historischer Roman

DAS WIEDERGEFUNDENE PARADIES -778-
Halldor Laxness · Aus d. Isländischen, 277 Seiten

DAS LEBEN DES JEAN PAUL FRIEDRICH RICHTER · Günter de Bruyn -787-
300 Seiten, Leinen
Die Lebensgeschichte eines Schriftstellers

TEILNAHMEERKLÄRUNG (bitte an das Buchhaus Leipzig, 701 Leipzig, Postfach 569 einsenden) — Anzeige Magazin —
Ich abonniere beim buchclub 65 die Reihe BUCH DES MONATS. Ich verpflichte mich, 12 Monatsbände zu beziehen. Der Monatsbetrag wird per Nachnahme eingelöst. (Preis je Buch 7,— M zuzüglich 1,— M bzw. 1,20 M anteilige Versandkosten) Die Bezugsbedingungen erkenne ich an.

Name/Vorname

Postleitzahl/Wohnort — Straße/Hausnummer

Alter — Beruf — Sind Sie bereits Mitglied des buchclubs 65?

Datum/Unterschrift — Bei Jugendlichen Unterschrift der Eltern

779	790	872	877	950	887	972	886	951	952	953	954	GB 957

Schreie hinter Masken

Sie umtänzeln einander wie die Boxer, jeder Schritt ist genau überlegt. Kenner behaupten, die barfüßige Fußarbeit spiele beim Kendo, dem japanischen Stockfechten, eine ungewöhnlich wichtige Rolle. Urplötzlich durchbricht einer der Kämpfer diese scheinbare Ruhe, ein pflichtgemäßer Aufschrei, ohne den die Aktion nicht gilt, und schon knallt das Bambusschwert auf den durch einen Spangenhelm geschützten Kopf des Gegners. Ein Treffer (Ippon) wird registriert!

Dieses beidhändige Stockfechten wird heute in Japan von fast fünf Millionen Menschen ausgeübt und gehört zu den sogenannten Budo-Sportarten — Judo, Karaté, Aikido —, die einst von der kriegerischen Kaste der Samurai als Kriegsübung gepflegt wurden. Das Jahr 1868, als in Japan den Samurai das Tragen der Schwerter verboten wurde, war die Geburtsstunde des Volkssports Kendo, der seit 1871 sogar Schulfach ist.

Die Kendo-Sportler schützen sich durch einen Spangenhelm, ein dick gepolstertes Lederwams, einen Lendenschurz und dicke Handschuhe. Es zählen Treffer an Kopf, Rumpf und Handgelenk, und auch für Hals- und Kehlkopfstiche gibt es Punkte. Früher waren die Regeln noch rauher, da durfte man dem Gegner auch ein Bein stellen oder ihm den Helm vom Kopf reißen. Die Zeiten, da sich die Ritter (Samurai) mit rasiermesserscharfen Schwertern gegenüberstanden, gehören nur noch in das Reich der Legende.

In Japan wird heute das Stockfechten in den Schulen gelehrt, an den Universitäten wird das Können vertieft, und — es gibt dem Vernehmen nach Kendoka, die mit 70 oder 80 Lebensjahren an Wettkämpfen teilnehmen und dank ihrer großen Routine beileibe nicht die schlechtesten Kämpfer sind.

Die Regeln, nach denen gefochten wird, sind einfach und streng. Vor jedem dieser Bambusstock-Duelle wird akkurat zelebriert: Ein kleines mit zierlichen Schriftzeichen bedecktes Tuch wird kunstvoll zu einem Turban gewunden, über den dann sorgsam der am Hinterkopf verschnürte Helm gestülpt wird. Danach kreuzen die Kendoka — aufrecht stehend — ihre Bambusschwerter, und dann

Die vier Budo - Sportarten

Judo — „der sanfte Weg", als sportliche Disziplin vom Jiu-Jitsu abgewandelt, jener gesundheitsgefährdenden altjapanischen Kampftechnik, die, die „sanfte Kunst" genannt, die Selbstverteidigung ohne Waffen propagierte.

Karaté — ebenfalls eine Methode der Selbstverteidigung ohne Waffen, wobei Handkantenschläge und Fußtritte nur angedeutet werden dürfen und möglichst Millimeter vor dem Körper arrettiert werden müssen.

Aikido — Kenner der fernöstlichen Kampfsportarten bezeichnen diese Form der Selbstverteidigung als die eleganteste; der Gegner muß hierbei ausschließlich nach den Hebelgesetzen überwunden werden.

Ju-Jutsu — außerhalb Japans wohl am wenigsten bekannt, stellt eine Kombination der Techniken von Judo, Karaté und Aikido dar.

kann der Kampf beginnen. Sieben gültige Schläge und ein Stoß umfaßt der karge Kendo-Trefferkatalog. Grundbedingung: Der Schlag muß in aufrechter Haltung ausgeführt und von einem speziellen Schrei — Men, Kote, Jaa, Do oder Tsuki — begleitet sein. Dieser Kampfschrei soll angeblich die geforderte geistige Haltung des Kämpfers demonstrieren.

Die barfüßigen Kämpfer stehen sich auf einer Fläche von neun mal elf Metern gegenüber, die glatt, staub- und splitterfrei sein soll. Drei Schiedsrichter entscheiden über die Gültigkeit der Treffer, oder sie erklären den Schlag für annulliert. Normalerweise dauert so ein Gefecht zweier vermummter Maskenmänner fünf Minuten. Es kann aber auch vorzeitig enden, wenn einer der beiden Kendoka zwei Ippons erreicht hat. Erstaunlich ist, daß es beim Kendo fast keine Verletzungen zu registrieren gibt. Das kommt wohl daher, daß die Kämpfer ausreichend „verpackt" sind und das strenge Reglement ein übriges dazu tut.

Anders als beim Boxen, Ringen oder Judo werden beim Kendo keine Gewichtsklassenunterschiede gemacht; alle Altersgruppen, auch Männer und Frauen treten gegeneinander an.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diesen typisch japanischen Sport — meist aus kommerziellen Gründen — zu exportieren oder zu importieren. All jene Bemühungen kamen über Anfänge nicht hinaus, während sich andere ostasiatische Kampfsportarten wie Judo, Jiu-Jitsu oder Karaté ihren festen Interessentenstamm im Ausland erworben haben.

Kendo heißt, frei übersetzt, „der Weg des Schwertes". Allein der Gedanke an die eigene — mögliche — Niederlage gilt unter eingefleischten Kendoka als größte geistige Behinderung im Kampf. Und so bleibt dieser an sich bewegungsarme Sport für den Nichteingeweihten eine Attraktion, die mitunter doch ein wenig die Grenzen der Show streift. Wenn sich die vermummten Masken umkreisen, dann kommt explosiv die Attacke, verbunden mit dem obligaten Schrei, und bums hat der nicht gerade ahnungslose Gegner eins auf die Mütze bekommen. Das alles geht so rasch, daß fast immer die Reaktion des Partners zu spät kommt. Aber nach ein paar Runden der Umkreisung knallt dann dessen Stock auf den Spangenhelm des anderen.

Axel Frank

Panik im Tokio-Express
Brot und Schokolade
Spartacus
Doktor Judym

film tips

Nino Manfredi in „Brot und Schokolade" beim Versuch, mit blonden Haaren erfolgreich zu sein

Weil im Dezember alle Jahre wieder etliche Kilometer Schienen, Lokomotiven und Wagen aus Kartons geholt und montiert werden, möchte ich daran erinnern, daß der erste Personenzug der Welt, der am 27. September 1825 die 41 Kilometer von Stockton nach Darlington in England fuhr, ohne Rücksicht auf etwa vorhandene Ängste der Ur-Eisenbahnpassagiere eine durchschnittliche Stundengeschwindigkeit von etwa 10 Kilometern entwickelt haben soll. Das ist ein ziemlich langer Satz, der jede, aber auch jede Beziehung zu Filmtips vermissen läßt. Doch nehme ich an, daß die Zahl der Eisenbahnfans unter den Filmfreunden beträchtlich ist. Das gibt mir die Kühnheit, auf diesem Gleise fortzufahren: In Japan verkehrte die erste Eisenbahn 1872 auf der 29-km-Strecke Tokio—Yokohama, wie schnell, entzieht sich meiner Kenntnis. Deutsche „Haupteisenbahnen" durften laut Betriebsordnung ab 1. Januar 1893 als „Personenzüge mit durchgehender Bremse" bis zu 80 Stundenkilometern Tempo entwickeln. Und damit sei mein weihnachtlicher Tribut an die Hobby-Eisenbahner vollendet. Sie haben jetzt die Voraussetzungen für die Beurteilung eines Films erworben, dessen Hauptdarsteller ein Zug ist. Der legt die 1176 Kilometer zwischen Tokio und Hakata zurück und rast dabei immer mit 245 km/h, außer, wenn Bahnhöfe, manche Brücken und Kurven ihn zur Mäßigung zwingen. Kenner wissen, das Ding existiert nicht nur in einem Film, sondern in Wirklichkeit. Mit dessen Explosion droht in dem Film *„Panik im Tokio-Express"* ein Erpresser. Er hat irgendwo an oder in einem Waggon eine Sprengladung deponiert, und im Unterschied zur alten Betriebsordnung für deutsche Haupteisenbahnen fordert er, daß der Zug an keiner Stelle langsamer als 80 Stundenkilometer fährt, sonst wird automatisch die Explosion ausgelöst. Bekommt er die geforderten fünf Millionen Dollar, so wird er sich nicht nur eine Fahrkarte ins Ausland kaufen, sondern auch Sitz und Mechanismus der Bombe preisgeben. Sagt er.

Das kennen Sie natürlich irgendwoher, da haben Sie ganz recht. In „18 Stunden bis zur Ewigkeit" (Magazin 1/1976) gab es dasselbe Schema. Wennschon. Interessant ist auch dieser Film. Fahrt frei!

„Brot und Schokolade" heißt eine bemerkenswerte Komödie des Italieners Franco Brusati mit Nino Manfredi und Anna Karina. Eine Komödie ist kein Lustspiel. Komisches und Tragisches, Heiterkeit und Ernst liegen oft dicht beisammen, gehen ineinander über, und die größten Szenen des Films sehe ich dort, wo dem Zuschauer das Lachen einfriert. Manfredi, der „ernsthafte staatsbürgerliche Auseinandersetzung" als eine Aufgabe des Schauspielers betrachtet, spielt einen süditalienischen Arbeiter, der in der sprichwörtlich reichen Schweiz zu dem Wohlstand zu kommen trachtet, der ihm in der Heimat unerreichbar ist. Anfangs erleben wir ihn als Kellner, bemüht und ungeschickt, immer im Kampf mit der Tücke des Objekts, verzweifelt bestrebt, seine Selbstachtung zu behaupten, und sei es durch das vorschriftswidrige Zubereiten einer Apfelsine mit den Fingern. Schon mancher Kritiker hat sich an Chaplin und Tati erinnert gefühlt. Ich möchte darin eher ein Kompliment für den Regisseur sehen als einen verdeckten Plagiatsvorwurf.

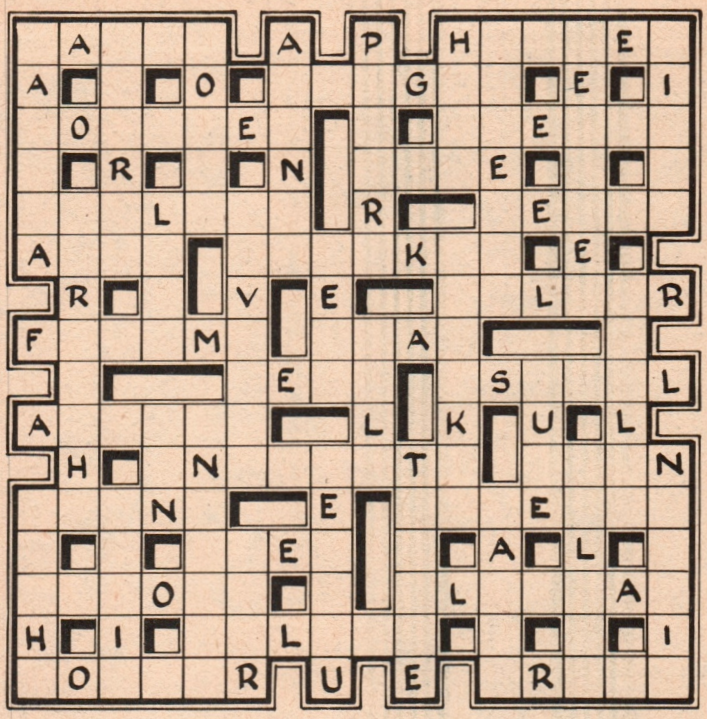
Etwas Seltenes kommt in diesem Monat mit dem sowjetischen Werk *„Spartacus"* auf die Leinwand, ein Ballettfilm. Aram Chatschaturjan komponierte „Spartacus" nach dem Welterfolg seiner „Gajaneh". Sein Ziel war ein musikalischer und getanzter „Bericht über die mächtige Lawine des größten Sklavenaufstandes der Antike" (74—71 v. u. Z.), und der Regisseur Wadim Derbenjew nutzte Raum und Farbe und die Aufteilung der Leinwand in mehrere Bildflächen.

Zu einem der meistgelesenen Klassiker seines Landes, zu den Werken Stefan Zeromskis (8,8 Millionen Exemplare Gesamtauflage), griff der polnische Regisseur Wlodzimierz Haupe. Aus dem Roman „Die Heimatlosen" (bei uns 1954 im Aufbau-Verlag) wurde der Film *„Doktor Judym"*, die Geschichte eines Arztes, der seinen Beruf nicht nur als medizinische Aufgabe versteht.

Bernhard Klaar

Der italienische
Schauspieler
LINO VENTURA

KREUZGITTER

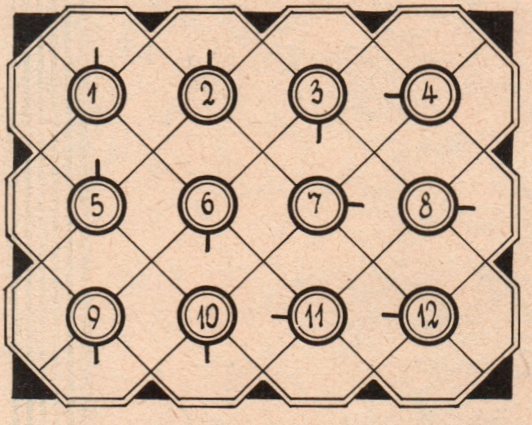


Die Lösungswörter haben — unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur — folgende Bedeutung:
1. sowjetische Schriftstellerin, gest. 1973, 2. Schlagersänger der DDR, 3. Stadt in der Ukrainischen SSR, 4. italienischer Bildhauer des 18./19. Jh., 5. lebhaftes Musikstück, 6. Handelsgegenstand, 7. einem Briefe beigefügte Sache, 8. Possenreißer, 9. Türverschluß, 10. Lichterscheinung bei der Verbrennung, 11. Stadt im Bezirk Suhl, 12. Jahreszeit, 13. Lyriker, NPT, 14. blaues Flämmchen über Sümpfen, 15. Komponist der Oper „Die Verurteilung des Lukullus", 16. Postsendung, 17. Gestalt aus der Oper „Der Freischütz", 18. Ackergrenze, 19. Insel im Mittelmeer, 20. Oper von Puccini, 21. Jungtier, 22. Salatpflanze, 23. Gestalt aus der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg", 24. Regsamkeit, Tüchtigkeit, 25. kurze, kennzeichnende Erzählung, 26. europäischer Staat, 27. kleines Büchlein, 28. Schlamm- und Schuttstrom an Gebirgshängen, 29. meerkatzenartiger Affe, 30. weibliche Bühnenrolle, 31. Schulterhöhle, 32. niederländische Stadt, 33. keilförmig ausgeschmiedetes angeschliffenes Werkzeug, 34. Ballspiel zu Pferde, 35. Pelzwerk, 36. Handwerkszeug, 37. weibliche Gestalt der griechischen Sage, 38. Viereck, 39. kurze Prosaerzählung, 40. Wortschwall, 41. Randmeer des Atlantischen Ozeans, 42. Kinderspielzeug, 43. Stelle, Platz, 44. mittelitalienische Stadt, 45. Prüfungsversuch, 46. Nebenfluß der Wisła, 47. Dichter des 18./19. Jh., 48. Fläche, 49. Gestalt aus der Oper „Die Afrikanerin", 50. Blütenstand, 51. Gestalt aus der Oper „Othello", 52. Handbewegung, 53. Mineral.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 11/76

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Darss, 5. Espe, 8. Porst, 11. Attest, 12. Duo, 13. Laura, 14. Lori, 15. Spika, 18. Perkal, 20. Treiber, 22. Alei, 24. Zehe, 26. Sela, 27. Darg, 30. Nut, 31. Salta, 33. Orkan, 36. Ofen, 39. Rätien, 40. Inari, 41. Gemme, 44. Herder, 45. Elea, 46. Dante, 47. Agger, 50. Rau, 51. Nina, 53. Pico, 55. Seim, 58. Brei, 61. Frenkel, 63. Asmara, 66. Lauer, 67. Jura, 68. Nîmes, 69. Ire, 70. Arznei, 71. Glass, 72. Nota, 73. Olein.
Senkrecht: 1. Delta, 2. Raupe, 3. Streidt, 4. Star, 5. Esla, 6. Stolz, 7. Edith, 8. Pose, 9. Reibe, 10. Tiara, 16. Piston, 17. Keller, 19. Kur, 21. Renn, 23. Lea, 25. Eckert, 28. Aare, 29. Gotha, 31. Säge, 32. Lome, 34. Rienzi, 35. Anden, 37. Fang, 38. Nier, 40. Iran, 42. Elvira, 43. Marone, 46. Duse, 48. Gabriel, 49. Ehe, 52. Ilm, 53. Pflug, 54. Ceuta, 56. Eljen, 57. Marat, 59. Ramie, 60. Ibsen, 62. Kris, 64. Sara, 65. anno.

WABENFELD



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld: 1. kraterförmige Senke, 2. Festsaal, 3. Fahrzeug, 4. Nebenfluß des Mississippi, 5. Nebenfluß der Seine, 6. Zahl, 7. Festtracht, 8. gekörntes Stärkemehl, 9. Gestalt aus „Egmont", 10. Schauspieler der DDR, 11. Possenreißer, 12. Nelkengewächs im Getreide. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben in den vierzehn Außenfeldern, ebenfalls rechtsherum gelesen, den Titel einer Oper von Paul Hindemith.

Liebe, Phantasie und Kochkunst

Weihnachtssymphonie

Eine Pute oder eine Gans zu braten ist Kinderarithmetik — Gewicht, Temperatur und Zeit. Dagegen ein Weihnachtsdinner mit einer pikant gefüllten Pute, knusprig-braunen Kartoffeln, kräftig fleischiger Soße, vielleicht ein paar gebratenen Würstchen und paar Scheiben gekochtem Schinken dazu, auserlesenem Gemüse und nicht zuletzt der berühmten Brotsoße auf den festlich gedeckten Tisch zu zaubern, das kann zu einem echten Familienereignis werden. Zumal, wenn man dabei gelegentlich mit einem guten Tropfen nachhilft.

Als erstes lassen wir Hals, Herz, Leber und Kropf der Pute bei kleiner Flamme vor sich hin köcheln.

Inzwischen haben wir eine große Schüssel bereitgestellt, in der wir die Zutaten für die Füllung mischen — es muß genug davon dasein, um den Vogel damit von hinten und von vorne zu füllen. Die Menge hängt von der Größe des Opfers ab. Aber zuviel ist besser als zuwenig. Sagen wir als Anfang so:

Wir würfeln 150 g mageren Speck, lassen diesen bei kleiner Flamme langsam aus, bis die Würfel knusprig sind, und schütten sie danach in die Schüssel. Im gleichen Fett braten wir 250 g zerkleinerte Zwiebeln goldgelb — und ab mit ihnen in die Schüssel. Danach fügen wir 300 g Hackepeter, leicht gebräunt, und 300 g nasses Weißbrot und zwei ganze Eier dazu. Jetzt hacken wir Leber, Herz und Kropf, 50 g süße, geschälte Mandeln und reiben die Schale einer Zitrone ab. An Gewürzen fügen wir Salz, Pfeffer, Basilikum, Majoran, Thymian und eine Prise Muskat dazu. Nun krempeln wir uns die Ärmel hoch, reiben unsere Hände mit Öl ein und mischen das Ganze mit leichter Hand. Um den Geschmack zu testen, braten wir einen kleinen „Probierklops" in der Pfanne.

Der gefüllte Vogel kommt jetzt auf die Waage und von dort mit Speckstreifen belegt und ganz und gar in Alufolie eingehüllt in den Backofen. Pro Pfund rechnen wir 20 Minuten, bei einer Backofentemperatur von 175 bis 200 Grad Celsius.

Brotsoße

Wir schälen zwei bis drei große Zwiebeln, spicken sie mit einem Dutzend Nelken und plazieren sie in einem Doppelkochtopf oder in einem entsprechenden Gefäß im Wasserbad. Dann schütten wir bis zur Hälfte des Gefäßes frische Weißbrotkrumen (ohne Rinde) darüber, füllen mit Milch auf, so daß das Brot gerade bedeckt ist, und lassen es auf kleiner Flamme zwei Stunden leise köcheln. Falls nötig, füllen wir etwas Milch nach. Vor dem Servieren würzen wir mit Salz und Pfeffer, geben ein Stück Butter dazu und entfernen die Zwiebeln. Kinder essen diese Brotsoße besonders gern.

Bratensoße

Von den gekochten Innereien haben wir bereits eine dünne Brühe. Jetzt braten wir ein paar Eßlöffel zerkleinerte Zwiebeln, bis sie braun sind. Würzen sie mit Salz und Pfeffer und fügen diese „Vorsoße" später zu dem Bratenfond, der auf der Bratenpfanne zurückbleibt, nachdem wir den gebratenen Vogel auf die Servierschüssel gelegt haben. Die Soße dicken wir leicht an und schmecken nochmals mit Salz und Pfeffer ab.

Würstchen und Speckröllchen

Eine halbe Stunde bevor der Weihnachtsbraten fertig ist — wenn wir die Folie entfernen —, legen wir einige halbierte Bratwürste und hauchdünne aufgerollte Streifen mageren Specks mit auf die Bratenpfanne. Damit bereichern wir die Beilagen.

Geröstete Kartoffeln

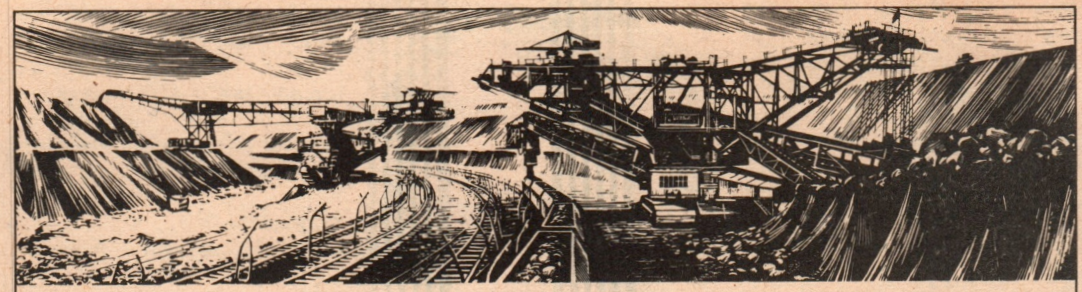
Halbierte und halb gargekochte Kartoffeln werden eine dreiviertel Stunde vorher mit auf die Bratenpfanne gelegt. Aber Vorsicht, sie saugen eine Menge Fett auf. Da Puten im allgemeinen wenig Fett haben, ist es ratsam, rechtzeitig das Fett von einem Suppenhuhn aufzuheben (eventuell im Gefrierschrank) und der Pute damit nachzuhelfen.

Wenn viele Mäuler zu stopfen sind, tun wir gut daran, noch einen Topf Salzkartoffeln extra zu kochen, denn die knusprigen, gerösteten Kartoffeln sind sehr beliebt, und die größte Bratenpfanne scheint immer noch zu klein zu sein.

Andere Beilagen sind natürlich allerlei Gemüse. Einige Leute lieben darüber hinaus Preiselbeeren, andere Senf und manche beides.

Magnus

Zeichnung: Horst Hussel



Hilf mit, die Aufgaben der Braunkohlenindustrie zu verwirklichen!

Als Generalauftragnehmer für Tagebauinvestitionen führen wir in wichtigen Vorhaben der Braunkohlenindustrie langfristige Arbeiten zur Sicherung der Energiebasis der DDR durch.

Zur planmäßigen Realisierung der Investitionsaufgaben des Industriezweiges Braunkohle stellen wir u. a. ein:

für unsere Baustellen:

- **— Bohrarbeiter**
- **— Schacht- und Transportarbeiter**
- **— Maurer, Zimmerer**
- **— Wachpersonal**
- **— Raumpflegerinnen**

für unsere Werkstätten:

(Welzow, Senftenberg, Hohenthurm, Greifswald)

- **— Schlosser**
- **— Dreher**
- **— Kfz-Schlosser**
- **— Schweißer**

Hoch- und Fachschulkader der Fachrichtungen:

- **— Bergmaschinenwesen**
- **— Bergingenieurwesen**
- **— Geologie**
- **— Bauwesen**

Die Entlohnung erfolgt nach den Bedingungen des Rahmenkollektivvertrages der Kohleindustrie.

Wir gewähren:
Bergmannstreuegeld, Deputatkohle, Treue- und Planerfüllungsurlaub.
Montagekräfte erhalten zusätzliche Leistungen nach dem betrieblichen Montageabkommen (Auslösung plus Fernmontagezuschlag gemäß den gesetzlichen Bestimmungen).
Die Unterbringung erfolgt in betrieblichen Wohnunterkünften.
Wohnraum in Cottbus kann innerhalb von 2 Jahren bereitgestellt werden.

Für Berufsfremde bestehen Möglichkeiten der Qualifizierung.

Wir bitten, Bewerbungen **schriftlich** zu richten an:

VEB Braunkohlenbohrungen und Schachtbau Welzow N.L.

GAN f. Tagebauinvestitionen, Abteilung Kader
7533 Welzow, Postfach 55

Reg.-Nr. III/52/76-52

Aus unserem Angebot

Die Religion in der Geschichte der Völker.
S. A. Tokarew · Aus dem Russischen
733 Seiten mit 245 Abbildungen, Leinen
Dietz Verlag Berlin **14,50 M**
Aus marxistischer Sicht wird ein Überblick über die Entwicklung der Religionen von ihren primitivsten Formen bis zu den drei großen Weltreligionen, Buddhismus, Christentum und Islam, gegeben.

Ein Fremder kam nach Aripuana
Wolf D. Brennecke · 350 Seiten, Leinen
Militärverlag der DDR (VEB) — Berlin **9,60 M**
Teresa, das Mädchen aus Rio, sieht sich einer schweren Aufgabe gegenüber. Sie muß Pedro Horatio in Sicherheit bringen und alle Spuren hinter sich verwischen. Fast scheint es ihr und Horatio gelungen zu sein, da taucht plötzlich jener geheimnisvolle Fremde auf und bringt erneut Unruhe in ihr bewegtes Leben.

Urania-Universum
Band 22 · Etwa 512 Seiten mit etwa 300 Schwarzweißfotos. etwa 150 Farbfotos und etwa 60 Zeichnungen, Leinen
Urania-Verlag Leipzig · Jena · Berlin **15,— M**
Urania-Universum — ein Buch, in dem die Welt sich dreht. Dieser Band der bekannten Reihe beschäftigt sich u.a. mit folgenden Problemen: „Lebenserfüllung — Glückssache?"; „Olympische Winterspiele 1976"; „Entstand der Mensch zufällig?"; „Liebe ohne Sex — Sex ohne Liebe?"; „Blick in die Welt des Unsichtbaren".

Faszination Jazz
Sigurd Rosenhain / Karlheinz Drechsel
128 Seiten mit 172 schwarzweißen Fotos, Leinen **17,— M**
VEB Lied der Zeit Musikverlag Berlin
Die im Foto festgehaltene Erlebnissphäre, die den Jazz in so besonderem Maße auszeichnet, bestimmt den Charakter dieses Buches. Der Bildjournalist Sigurd Rosenhain hat versucht, mit der Kamera diese immer wieder faszinierenden Erlebnisse einzufangen.

Schneller — aber wie?
Reihe: akzent · Rolf Schönknecht
127 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen, Broschur
Urania-Verlag Leipzig · Jena · Berlin **4,50 M**
Steht das Verkehrswesen an der Schwelle umwälzender Veränderungen? Magnetkissenbahnen, Luftkissenfahrzeuge, fliegende Schiffe, Kabinentaxis, Rohrbahnen und andere neuartige Verkehrsmittel erregen deshalb nicht nur die Phantasie vieler Menschen — sie nehmen in kühnen Projekten bereits Gestalt an. Der Autor untersucht die Möglichkeiten und Grenzen der neuen Verkehrstechnik und ihre Bedeutung für das Verkehrswesen der Zukunft.

Ich fahre ein Kleinkraftrad
Fahrzeugvorstellung · Fahrhinweise · Wartung, Kontrolle und Reparatur · Hans Kadner
120 Seiten mit 54 Abbildungen und einem Schaltplan der Elektrik, Broschur **4,60 M**
transpress VEB Verlag für Verkehrswesen Berlin
Die Broschur soll den Kleinkraftradfahrern helfen, ihr Fahrzeug jederzeit sicher zu fahren, es in allen Verkehrssituationen gut zu beherrschen und auch technisch zu kontrollieren bzw. zu reparieren. Folgende Fahrzeugtypen werden behandelt: SL 1 S · SR 4—1 „Spatz" · SR 4—2 „Star" · SR 4—4 „Habicht" · KR 51/1 „Schwalbe" · S 50 B · Jawa „Mustang" · SR 4—3 „Sperber" · GS 50.

Bestellen Sie bitte auf einer Postkarte unter Kenn-Nummer **Z 204** beim

BUCHHAUS LEIPZIG · 701 Leipzig · Postfach 140.
Die Zusendung erfolgt gegen Nachnahme. Porto und Verpackung werden dem Empfänger berechnet. Unser Angebot erfolgt freibleibend. Liefergarantie kann nicht übernommen werden.

BUCHHAUS LEIPZIG

abgehörtes

ETERNAs Angebot zum Jahresende umfaßt in wesentlichen Teilen Neueinspielungen gewichtiger Sinfonien der verschiedensten Epochen und unterschiedlichsten Stilrichtungen. Einer begrüßt beglückt die Doppeltasche mit der *Sinfonie Nr. 7 E-Dur Bruckners* in Originalfassung. Mit ungemein sensibler Farbgebung musiziert das Gewandhaus-Orchester Leipzig unter *Kurt Masur,* vermittelt Klangbilder von seltener Geschlossenheit, bezwingender Eindringlichkeit. Ein anderer mag voller Freude nach der Stereo-Transkription einer historischen Aufnahme der *Sinfonie Nr. 9 Aus der Neuen Welt* von *Dvořák* greifen, die *Toscanini* mit dem eigens für ihn gegründeten NBC Symphony Orchestra New York aufführt, zum Erlebnis werden läßt. Interessantes Gegenstück: die *Sinfonie Nr. 8 G-Dur,* jenes Werk Dvořáks voller Lebensnähe, in dem man den landschaftlichen Zauber seiner heimischen Welt zu spüren meint. *Herbert Blomstedt* bringt es mit der Staatskapelle Dresden zum Klingen. Und da liegen die beiden letzten *Sinfonien* von *Jean Sibelius* vor, *Nr. 6 d-Moll* und *Nr. 7 C-Dur,* entstanden vor rund 50 Jahren, auch sie unüberhörbar von der Liebe des Komponisten zu seiner Heimat und dem herben Reiz ihrer Natur geprägt, nachvollzogen vom Berliner Sinfonie-Orchester unter *Kurt Sanderling.* — Für Freunde brillanter solistischer Leistungen sei nachdrücklich auf die MELODIA/ETERNA-LP mit dem *Klavierkonzert Nr. 2 G-Dur* von *Tschaikowski* verwiesen in der Interpretation von *Emil Gilels* gemeinsam mit dem New Philharmonia Orchestra New York und Lorin Maazel. Ein weiteres Glanzstück beschert panton mit dem wohl jüngsten Meister seines Instruments *Václav Hudeček,* der im Verein mit dem Radio-Sinfonie-Orchester Prag, geleitet von Václav Smetáček, in einer seinem Lehrer David Oistrach gewidmeten Aufnahme bezaubert. Von gleichermaßen unbekümmert-frischer wie verhaltener Spielweise ist seine Deutung des A-Dur-Konzertes KV 219 von Mozart und des Violinkonzerts von Mendelssohn Bartholdy in e-Moll.

Musik so recht für die Feiertage bieten zwei SUPRAPHON-Novitäten. Karel Vlach und seine Mannen laden zu einer Reise in die Vergangenheit ein, einer *Sentimental Journey.* Wer käme da nicht in Stimmung bei Glenn Millers Moonlight Serenade, Stardust, Long ago and far away von Jerome Kern/Ira Gershwin und In the mood. Vollends in Schwung versetzen uns *Felix Slovácek* und *Ladislav Staidl* mit ihrem Orchester, bestechen mit höchst reizvollen Adaptionen, mal schmissig, mal verträumt, immer ins Ohr gehend. Und für Silvester aus allen Amiga-Rillen NON STOP BEAT, 20 Hits auf einen Streich.

Gruß von der Plattenbar

ausgelesenes

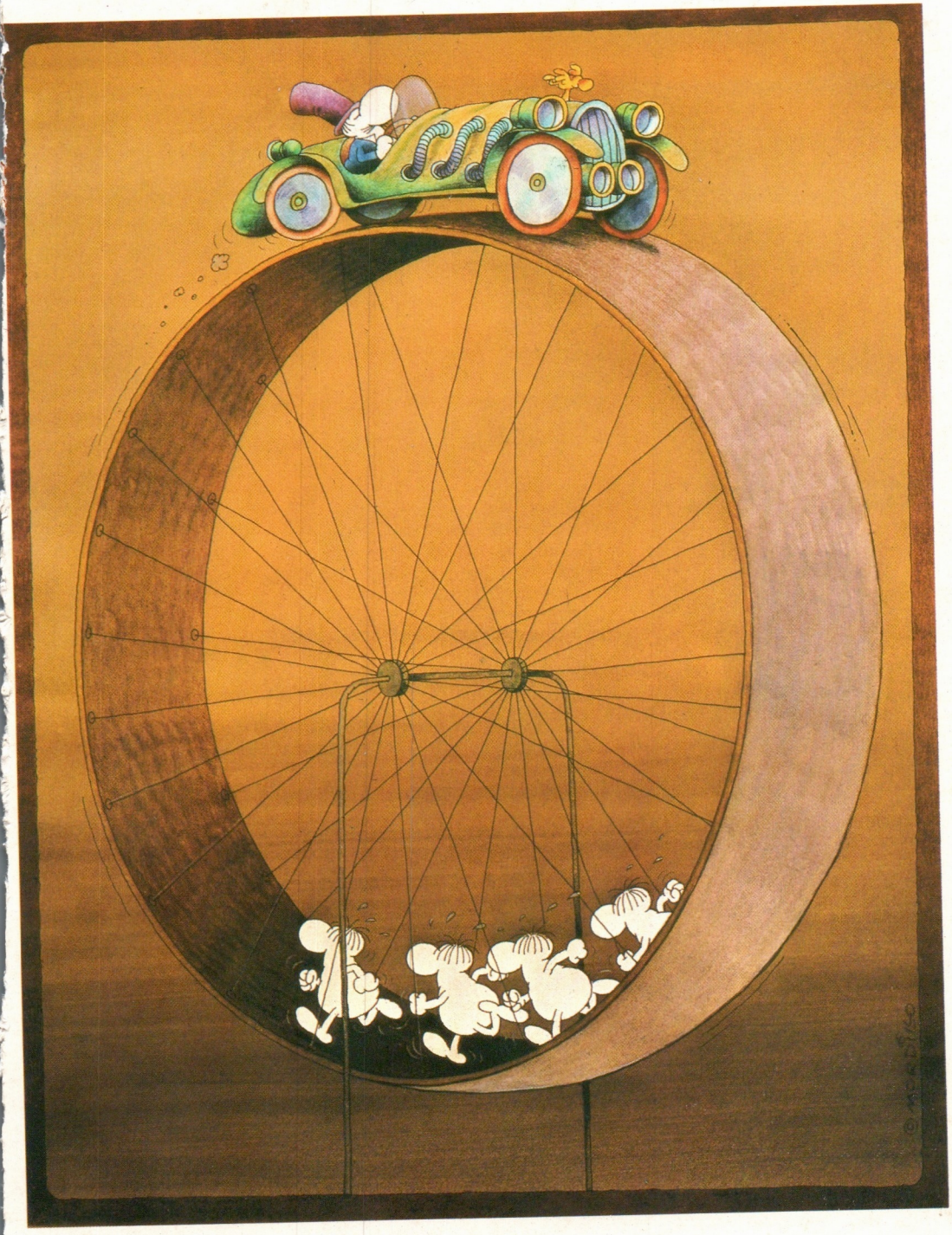
Natürlich hatte der Ausleser davon gehört (gewiß sind gelehrteren Leuten auch die Einzelheiten bekannt), daß der berühmte Berliner Schriftsteller E. T. A. Hoffmann (1776—1822) auch ein preußischer Kammergerichtsrat war. Und hatte dies gehörig seltsam gefunden. Jetzt liest er in Herausgeber *Klaus Günzels* höchst profundem, dokumentarischem Buch *„E. T. A. Hoffmann, Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten"* Authentisches und steht betroffen vor den Spuren des menschlich und historisch großen Vorgangs: Wie sich der reaktionäre König den 1. 10. 1819 eine „Immediat-Untersuchungs-Kommission" zum Zwecke konzentrierterer Verfolgung der sogenannten Demagogen (sprich Demokraten) bestellt; wie Mitglied Hoffmann die Untersuchungs-Kommission sacht zu einem Verteidigungs-Komitee macht; wie ihm der amtliche Untersuchungsbericht über den bärtigen Turner Jahn leicht zum operativsten aller Feuilletons gerät, zur sprachlich wie juristisch glänzenden Nichtigkeitserklärung der Anklage; wie er seine biederen, von allerhöchster Hand ausgewählten Kollegen dazu vermocht hat, gegen Rechtsbeugung geschlossen und couragiert mit Rücktritt zu drohen. Das sind schöne Bücher, in denen einer solche Sachen lesen kann. Außer allen anderen Menschen sei dieses hier besonders den Filme- und Stückemachern ans Herz gelegt.

(Verlag der Nation, 16,50 M)

Über den Einfluß herrschender geistig-literarischer Strömungen in Jugendjahren befragt, erteilte Brecht einmal die berühmte, geflügelte Antwort: „Gab's damals in Augsburg nicht." Man versteht den Meister wohl. Dennoch war als gesichert anzunehmen, daß es doch einiges gegeben haben muß zu Augsburg, eingeschlossen die leibhaftige Existenz des Eugen Berthold Friedrich Brecht daselbst. Darauf bauten *Werner Frisch* und *K. W. Obermeier* bei der Erarbeitung ihres Buches *„Brecht in Augsburg"*. Das hochunterhaltsame Ergebnis von Fleiß, Chronistentreue und wissenschaftlichem Spürsinn besteht unter anderem aus 29 Texten des ganz jungen Brecht, aus rund 100 sehenswerten Jugendfotos, aus Klassenlisten, Schulzeugnissen, vor allem aber aus einer Vielzahl persönlicher Bekundungen von Zeitgenossen. Die legendäre Marie A. tut wahrhaftig der „Kulleraugen" des Dichters Erwähnung, der Deutschlehrer, der häufig Anstoß an B'schen Aufsätzen nahm, findet nachträglich viel Verständnis für sich und jenen. Frau Hedda Kuhn aber gibt zu Protokoll: „Brecht benahm sich in Gesellschaft oft daneben, darauf war er meist noch stolz, oder er saß stumm da wie ein Stoffel. Er hatte keine Manieren. Brechts Sprache war wunderbar. Er sagte mir, daß er das seiner Großmutter verdanke, . . ., die ihm so ausgezeichnet aus der Bibel vorlesen könne."

(Aufbau Verlag, 9,90 M)

Ihr Ausleser



OHNE WORTE

Zeichnung: Mordillo

08060 32501 R 10 3250
N 1 Riecken H.-Christian
Murmanskerstr.17 d/1